

DOM ZU BRANDENBURG

The image shows the interior of the Dom zu Brandenburg, a Gothic church. A large, dark wooden cross is the central focus, positioned on a wooden platform. On either side of the cross stand two statues of figures, likely saints or the Virgin Mary, dressed in colorful robes. The background features a series of pointed Gothic arches supported by a wooden truss system. In the distance, an ornate organ is visible, and to the right, a statue of a standing figure is placed on a decorative pedestal. The lighting is soft, highlighting the architectural details and the textures of the wood and stone.

ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEE XXV
ICOMOS · JOURNALS OF THE GERMAN NATIONAL COMMITTEE XXV
ICOMOS · CAHIERS DU COMITE NATIONAL ALLEMAND XXV

INTERNATIONAL COUNCIL ON MONUMENTS AND SITES
CONSEIL INTERNATIONAL DES MONUMENTS ET DES SITES
CONSEJO INTERNACIONAL DE MONUMENTOS Y SITIOS
МЕЖДУНАРОДНЫЙ СОВЕТ ПО ВОПРОСАМ ПАМЯТНИКОВ И ДОСТОПРИМЕЧАТЕЛЬНЫХ МЕСТ

DOM ZU BRANDENBURG

Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS
und des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege
mit Unterstützung des Domstifts Brandenburg und des
Fördervereins ›Dom zu Brandenburg‹

Brandenburg, Winterrefektorium im Domkloster
2. – 3. Dezember 1996

ICOMOS
DEUTSCHES NATIONALKOMITEE
Geschäftsstelle:
Bayer. Landesamt für Denkmalpflege
Postfach 10 02 03 - 80076 München

Bibliothek

ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEES XXV
ICOMOS · JOURNALS OF THE GERMAN NATIONAL COMMITTEE XXV
ICOMOS · CAHIERS DU COMITÉ NATIONAL ALLEMAND XXV

ICOMOS, Hefte des Deutschen Nationalkomitees
Herausgegeben vom Nationalkomitee der Bundesrepublik Deutschland
Präsident Prof. Dr. Michael Petzet
Vizepräsident Dr. Kai R. Mathieu
Generalsekretär Dr. Werner von Trützschler

Geschäftsstelle im
Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege
Hofgraben 4
D-80559 München

**Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Bundesministers des Innern,
des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und
des Fördervereins ›Dom zu Brandenburg‹**



Redaktion:

Florian Fiedler, Michael Petzet

Gestaltung:

Florian Fiedler

Umschlagabbildung:

Brandenburg an der Havel, Dom, Triumphkreuzgruppe von der Chorseite

Umschlagrückseite:

Dom zu Brandenburg, Westansicht, Aufnahme von 1927/28

Gesamtherstellung: Lipp GmbH, Graphische Betriebe, Meglingerstraße 60, 81477 München

Vertrieb: Karl M. Lipp Verlag, Meglingerstraße 60, 81477 München, ISBN 3-87490-661-2

Inhalt

<i>Bischof Albrecht Schönherr</i> Grußwort des Dechanten des Domkapitels	4
<i>Knud Caesar</i> Grußwort des Vorsitzenden des Fördervereins »Dom zu Brandenburg«	5
<i>Detlef Karg</i> Zur Denkmalpflege am Brandenburger Dom	7
<i>Klaus Grebe</i> Ausgrabungen im Brandenburger Dom und dessen Umfeld	11
<i>Marcus Cante</i> Die mittelalterliche Baugeschichte des Doms im Überblick	21
<i>Ralf Krombholz</i> Wechselwirkungen zwischen Dombereich und städtebaulichem Umfeld	31
<i>Carljürgen Gertler</i> Zur Frage der Herkunft und Bedeutung des einschiffigen Urbaus des Brandenburger Doms	35
<i>Andreas Cante</i> Der Brandenburger Dom von der Reformationszeit bis um 1950	45
<i>Hans-Ulrich Gräber</i> Aspekte zur Nutzungskonzeption für den Dom und seine Umgebung	57
<i>Jürgen Padberg</i> Schadensanalyse und Sanierungskonzepte	58
<i>Christa-Maria Jeitner</i> Die Sakristei im Dom zu Brandenburg – die Geschichte ihrer Einrichtung nach der Reformation	61
<i>Karin und Klaus Jakob</i> Die Restaurierung der Aula der Ritterakademie	69
Tagungsprogramm	75
Autorenverzeichnis/Abbildungsnachweis	77

Grußworte des Dechanten des Domkapitels

In diesen alten Mauern, der Mutterkirche der Berlin-Brandenburger Kirche, heiße ich Sie von Herzen willkommen. Wir Brandenburger freuen uns, daß Sie Ihre Tagung hier im Osten Deutschlands abhalten und sich einem im Verhältnis zu den rheinischen Domen und denen Mitteldeutschlands relativ schlichten Backsteinbau zugewandt haben. Immerhin dürfte der Brandenburger Dom der älteste Bau in dieser Technik im Osten Deutschlands, und vielleicht nicht nur dort, sein. Die Schönheiten und die Schätze hier im ehemaligen Kolonisationsgebiet, in einer der Marken, sind bescheidener und verhaltener als die im Reich Karls des Großen oder der Ottonen. Aber wer sich ihnen mit Liebe zuwendet, wird etwas von ihrer Aura spüren können. Ihr reichhaltiges Programm wird Ihnen dazu Gelegenheit genug geben. Freilich ist der Brandenburger Dom auch nicht ganz arm an besonderen Schätzen. Ich denke an die zahlreichen Chorgewänder, ich denke an das herrlich illuminierte Evangelistar, ich denke vor allem an die

Gründungsurkunde des Jahres 948, die Otto I. selbst vollzogen hat. Wir sind auf unser Dommuseum und das Domarchiv ein wenig stolz.

Sie besuchen aber nicht nur ein Museum. Der Brandenburger Dom ist ein Gotteshaus, in dem das Wort Gottes gepredigt wird und herrliche Kirchenmusik ertönt. Die Sommermusiken, die vom Juni bis September an jedem Mittwoch stattfinden, füllen ihn ebenso wie z. B. die Jahresschlußfeier, der auch grimmige Kälte keinen Abbruch tut. Der Dom und seine Umgebung zieht Freunde moderner, erlebnisbetonter bildender Kunst an. Seit 1951 gibt es hier ein Predigerseminar, vor drei Jahren ist ein evangelisches Bildungszentrum eröffnet worden, in dem Religionspädagogen aus- und weitergebildet werden.

Ich wünsche Ihnen gute, fruchtbare Tage und hoffe, daß Sie etwas von dem einladenden, guten Geist unseres alten Doms spüren werden.



Dom zu Brandenburg, Ansicht von Osten mit spätgotischem

Chorpolygon und zweigeschossigem Anbau am Nordquerhaus

Grüßworte des Vorsitzenden des Fördervereins ›Dom zu Brandenburg‹

Es ist für den ›Förderverein Dom zu Brandenburg‹ eine große Ehre und Freude, daß Sie, auf Anregung unseres Kuratoriumsmitgliedes Professor Karg vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege, Ihre Tagung hier im Dom durchführen und sich dabei auch mit den baulichen Problemen des Domes beschäftigen. Wir haben uns gern dazu bereit gefunden, bei der Ausrichtung der Tagung behilflich zu sein, ist es doch unser Anliegen, nicht nur Geld für die bauliche Unterhaltung des Domes einzuwerben, sondern auch den Dom bekannt zu machen und seine Bedeutung als kulturhistorisches Denkmal ins Bewußtsein breiter Bevölkerungskreise zu bringen. Und wer könnte uns dabei besser helfen als Sie, die Fachleute der Denkmalpflege in Deutschland.

Deshalb ein paar Worte zum Förderverein: Er ist noch nicht zwei Jahre alt (gegründet im Februar 1995) und hat doch schon so viel erreicht, daß Gelder für die ersten Bauerhaltungsmaßnahmen zur Verfügung stehen. Natürlich verdankt er das weitgehend der Unterstützung durch namhafte Persönlichkeiten wie Altbundespräsident von Weizsäcker, Ministerpräsident Stolpe, Altbischof Schönherr, Vicco von Bülow sowie vielen Künstlern und Geschäftsleuten, die sich als Kuratoriumsmitglieder vielseitig für den Dom engagieren. Mit den Mitteln des Fördervereins als Eigenmittel des Domstiftes konnte als erstes eine Schadensanalyse durchgeführt werden, deren seit Frühjahr 1996 vorliegende Ergebnisse die Grundlage für die im Oktober begonnenen Arbeiten sind.

Inzwischen wurde auch der Staats-Kirchen-Vertrag des Landes Brandenburg mit den Landeskirchen hier im Dom unterzeichnet, der für die nächsten fünf Jahre jeweils zwei Millionen Mark von der Landesregierung für den Dom vorsieht. Danach stellte auch der Bundesinnenminister für die nächsten Jahre jeweils eine halbe Million Mark zur Verfügung. Damit dürfte die Ausführung der dringendsten Baumaßnahmen gesichert sein. Aber die Anliegen des Fördervereins erschöpfen sich nicht mit der Bauunterhaltung des Domes. Auch die anderen Gebäude des Domensembles müssen instandgesetzt und nutzbar gemacht werden. Sie werden dies am Nachmittag eingehend besichtigen und erläutert bekommen, insbesondere die Aula der alten Ritterakademie als Beispiel einer vorbildlichen Restaurierung.

Weiterhin gibt es hier ein bedeutendes Archiv, ein Dom-museum mit historisch äußerst wertvollen Urkunden und vielen Kunstwerken sowie einen einmaligen Textilschatz, die alle viel stärker der wissenschaftlichen Forschung und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten.

Sie sehen, viele Aufgaben harren der Erledigung. Und dazu braucht man Zeit und Geld. Wir verstehen uns also nicht allein als ›trouble-shooter‹, sondern planen weit in die Zukunft.

Deshalb freuen wir uns auf einen engen Kontakt mit Ihnen und danken Ihnen dafür, daß Sie Ihre Tagung nach Brandenburg gelegt haben. Ich wünsche Ihnen, daß Sie hier interessante Tage verbringen können, viele Anregungen erfahren und dabei auch die Botschaft des Domes in Brandenburg mit nach Hause nehmen.



Zur Denkmalpflege am Brandenburger Dom

Ein Jahr bevor den Abrissarbeiten an der Marienburg, der Ordensburg der Kreuzritter, Einhalt geboten wurde, schrieb der Lyriker und spätere Teilnehmer der Völkerschlacht bei Leipzig, Max von Schenkendorf (1785-1817), am 26. August 1805 in der »Berlinischen Zeitung für Gebildete«: »Sie müssen nicht wissen, daß die Marienburg von der Patronin des Deutschen Ordens ihren Namen hat... Dem Freimüthigen aber geziemt es, öffentlich über eine Sache zu reden, welche das ganze Land angeht.«

Und ich wage, in Abwandlung dieser an die Verantwortung des Einzelnen, wenigstens des Kulturbeflissenen, gerichteten Aufforderung, hier an dieser Stelle zu formulieren: Vielleicht müssen wir nicht wissen, wie die ehemalige Stiftskirche des Prämonstratenser-Domkapitels und Kathedrale des Bistums Brandenburg zu ihren Patronen Peter und Paul kam. Uns allen geziemt es aber, die Bedeutung dieses Bauwerks zu erkennen, das, als Wiege der Mark bezeichnet, in seiner historischen Bedeutung mehr ist als ein Bauwerk zur Verkündigung des Wortes Gottes. Dieser Sakralbau, baulicher und geistiger Mittelpunkt des Dombereiches und der Domininsel, kündigt von dem missionarischen Eifer der Christianisierung der ostelbischen Gebiete, von den vielschichtigen Strömungen politischer, wirtschaftlicher und kultureller Vorstellungen, denen wir im und am Dom und bei den ihn umgebenden Gebäuden begegnen.

Die Überformungen, Abrisse, Ergänzungen und Erweiterungen waren hier von unterschiedlichen Wertvorstellungen getragene Eingriffe. Sie, wie die auch nicht sogleich sichtbaren Spuren, künden vom Umgang mit diesem markanten, durchaus als Wahrzeichen zu bezeichnenden Dokument unserer Geschichte. Dieser Geschichte bzw. Rezeptionsgeschichte ist unsere Tagung gewidmet, wohl erstmals in dieser Tiefe und Breite und unter Einbeziehung jüngster Forschungsergebnisse, jedoch noch immer schlaglichtartig. Denn wir ahnen, und das durchaus nicht unberechtigt, daß ein Großteil der Informationen, die dieses Bauwerk enthält, uns noch verborgen ist. Ich denke dabei an den ottonischen Vorgängerbau, an die Errichtung der Klausur oder die Befundlagen zu den verschiedenen Ausmalungen. Obwohl gegenwärtig – und wohl auch in absehbarer Zukunft – noch viele Fragen offen, also unbeantwortet bleiben werden, können wir doch mit einem zweifelsohne berechtigten Anspruch behaupten, daß wir heute schon über eine Sache geredet haben und auch weiter reden werden, »welche das ganze Land angeht«. Ich danke deshalb aufrichtig dem Präsidenten des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Herrn Professor Dr. Michael Petzet, für seine uneingeschränkte Befür-

wortung dieser, wenn Sie so wollen, außerplanmäßigen Tagung von ICOMOS.

Das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege ist, nun mit Hilfe von ICOMOS, bestrebt, diesen monumentalen Bau mit den begleitenden Gebäuden des Dombereiches und seinem Beziehungsgeflecht zur Altstadt und zur umgebenden Landschaft aus dem nach unserer Ansicht ungerechtfertigten Schattendasein in das Licht wenigstens national bedeutender Werke der Baukunst zu rücken. In dieser Absicht, so meine ich, sind wir uns mit dem Domstift, dem Konsistorium, der Stadt, dem Land, auch dem Bund, wenn ich auf die Äußerungen des Herrn Bundesministers Kanther während seines letzten Aufenthaltes im Land Brandenburg verweisen darf, einig. Ich bin mir auch sicher, in diesen Bemühungen die uneingeschränkte Zustimmung des jüngst gegründeten und schon mit beachtlichen Aktivitäten wirksam gewordenen Fördervereins zu erfahren. Den herausragenden Persönlichkeiten, die dem bisher wohl doch dümpelnden Schiff »Dom zu Brandenburg« zu einer ersten ruhigeren Fahrt verhalfen, erlaube ich mir gerade hier an dieser Stelle für ihr so beförderndes Wirken auch den Dank der brandenburgischen Denkmalpflege auszusprechen. Sie werden von dieser Zusammenkunft auch über die beabsichtigte Veröffentlichung erfahren, die zudem das so notwendige fachwissenschaftlich gesicherte Fundament für ihr uneingeschränktes Werben in Sachen »Dom zu Brandenburg« weiter festigen wird.

Es ist also unser Bestreben, darauf aufmerksam zu machen, daß hier im Land Brandenburg, in dessen namengebender Stadt, eines der bedeutendsten Bauensembles unserer Entwicklung seit dem Mittelalter und auch davor schon, wenn ich auf die in der Erde schlummernden Zeugnisse slawischer Baukultur verweisen darf, noch erhalten ist. Hier also ist ein Monument mit all den geschichtlichen Spuren noch vorhanden. Hier müssen wir nicht erst unser historisches Erbe neu erbauen oder nachbauen, wie das gelegentlich geschieht. Was da geschieht, wird durchaus professionell für die Öffentlichkeit aufbereitet, um nicht zuletzt den überwiegenden Teil des enormen Geldbedarfs für dieses Vorhaben durch die öffentliche Hand zu erbringen. Ein Trompetenstoß errichtet noch keine Bauwerke!

Sollten wir aber nicht eher um eine Münze ringen, die unserem noch vorhandenen baulichen Erbe von nationaler Bedeutung gewidmet ist?

Der Brandenburger Dom sollte durchaus eine derartige Münze zieren. Denn in der Tat ist mit ihm ein Bauwerk in seiner Authentizität erhalten, das in jedem Fall unserer verantwortungsvollen Pflege und Erhaltung harret, wenn wir Geschichte nicht nur als eine Ereignisansammlung,

sondern als ein Beziehungs- und Wirkungsgeflecht begreifen. Ein derartiges Geschichtsverständnis läßt uns auch erkennen, daß die baulichen Spuren menschlicher Schöpferkraft mit ihren Höhen und Brüchen ein Ergebnis dieser Zusammenhänge sind. Sie sind die Dokumente, die in ihrer Bedeutung auch den zeitbedingten und so durchaus unterschiedlichen Wertungen unterliegen, die aber gerade deshalb nicht ihrer Authentizität und auch ihrer Aura beraubt werden dürfen.

Für den Denkmalpfleger heißt das, hier folge ich den Darstellungen von Michael Petzet auf der Tagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger im Jahre 1989 zum Thema »Denkmalpflege und Kirche«: »Grundsätzlich« – so fordert er – »ist der Respekt vor dem überkommenen Bestand im historischen Kirchenraum für den Denkmalpfleger heute erstes Gebot, auch dann, wenn das sich ihm bietende Bild heterogen wirken mag in Folge der Überformungen, die die meisten Kirchen erlebt haben.«

Dieser Grundsatz trat aber bei vielen Renovierungen der Nachkriegszeit in den Hintergrund, – um nicht immer nur das 19. Jahrhundert zu zitieren, sondern um uns auch zum Teil noch gegenwärtiger Erfahrungen zu erinnern. Oft waren diese Eingriffe von subjektiven Geschmacksvorstellungen Einzelner bestimmt, wie auch von Vorstellungen über »Stileinheit und Stilreinheit im Sinn »echter« statt »falscher« Romanik oder Gotik« geprägt. Nicht selten wurden so die subjektivistischen Wertvorstellungen zu prägenden Kriterien. Derartigen Haltungen erlagen nicht nur Kirchenkreise und Kunsthistoriker, sondern auch Denkmalpfleger. Und so muß wohl in dieses Spannungsfeld auch die Entscheidung Anfang der 60er Jahre unseres Jahrhunderts gestellt werden, als man die von Schinkel geprägte Verbindungstreppe zwischen Langhaus und Chor des Domes mit dem Argument beseitigte, die Dreiteilung des mittelalterlichen Baus mit Chor, Langhaus und Krypta wieder herzustellen. Zweifelsohne haben die Pro-Beseitigung benutzten Argumente ihre Kraft auch heute noch nicht verloren. Wir sollten aber nicht mit Arroganz und Beserwisserei darüber richten. Wir sollten nicht die Frage scheuen, ob die in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Überformungen zum Kathedralhaften, von denen wir heute für alle wohl sogleich am Außenbau sichtbar den Turmhelm und den Zinnenkranz erkennen, nicht auch das Innere meinten und die nun in ihren wesentlichen Zügen beseitigt sind. Und insofern stehen die getroffenen Maßnahmen zur Wiederherstellung des Inneren, insbesondere auch die Rückführung der Krypta auf ihre ursprüngliche Gestalt, in der Tat in dem von mir gerade gezeichneten Spannungsfeld, – auch dann noch, wenn uns dadurch bedeutsame bau- und kunsthistorische Informationen über den vorherigen Zustand zuwachsen. Noch wesentlicher für diese Phase von 1962 bis 1965 war die auch von Schinkel in einem Gutachten von 1828 unterzeichnete Feststellung, daß »das Gebäude auf eine sehr lange Dauer nicht mehr Anspruch machen kann«. Die daraufhin 1854 eingebrachten Zuganker sollten das Auseinanderdriften des Obergadens und damit den Einsturz der Gewölbe verhindern. Und beim Wiederaufbau der südlichen Querschiffsfront wagte man nicht mehr den Einbau eines

massiven, sondern nur eines leichten Holzgewölbes. Erst 1962, als die Risse und Verformungen im Mauerwerk Anlaß gaben, das gesamte Mittelschiff freizulegen und den Baugrund durch Bohrungen zu prüfen, konnten die schon 1801 bei Teiluntersuchungen gefundenen Ergebnisse bestätigt werden: Die Fundamentbögen haben unterschiedliche Abmessungen in Abstand, Weite und Höhe; zum anderen stellte es sich heraus, daß das Fundament nicht bis zum tragfähigen Erdgrund herunterreicht. So folgten im Ergebnis dieser Erkenntnisse umfangreiche Arbeiten zur Stabilisierung der gefährdeten Pfeiler und das Einbringen einer Stahlbetonkonstruktion. Das Fundament ruht seitdem auf insgesamt sechzig Pfählen von durchschnittlich 14 m Länge, die bis zum tragfähigen Untergrund reichen.

Daß nun erneut Schadbilder auftraten, darf nicht bagatellisiert werden, denn in der Tat dürfen Bewegungen im Fundamentbereich des Domes nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden. Von der Dramatik, mit der über die sichtbaren Schadbilder in den zurückliegenden Monaten berichtet und um die erforderlichen Millionen zur Rettung des Domes geworben wurde, ist angesichts der nun vorliegenden ersten Untersuchungen glücklicherweise wenig geblieben. Nicht deutlich wurde, daß die geforderten 90 Millionen DM den gesamten Dombereich meinten, wozu auch Vorhaben des Domstifts und der Institution Kirche zählten, die nicht unmittelbar dem erhaltenden Auftrag der Denkmalpflege zuzuordnen sind. Doch in der Weiterung der Aufgabe, die letztlich auch eine tragfähige und langfristig gesicherte Nutzung des Domareals beinhaltet, steht diese mit den statisch-konstruktiven Sicherungsmaßnahmen durchaus in einem inneren Zusammenhang. Auch hier hat und wird sich die Denkmalpflege nicht abseits stellen, auch nicht können, um die Dominsel in ihrer Geschichtlichkeit zu bewahren, – vor allem im Hinblick auf die geschehenen und als schmerzlich zu registrierenden Eingriffe gerade der jüngeren und jüngsten Vergangenheit in den mittelalterlich geprägten Arealen der Stadt, der Altstadt und der Neustadt. Wir Denkmalpfleger werden also auch dafür Verantwortung zu übernehmen haben, daß der Dominsel nicht die Alibifunktion für den Umgang mit dem bauhistorischen Erbe im Sinne einer »musealen Traditionsinsel« oder eines abgeschirmten Hortes christlicher Verkündigungslehre zuerkannt wird, sondern daß die baukünstlerischen Leistungen fest integriert werden in das gemeindliche Leben dieser Stadt. Zu vielschichtig und umfassend sind die diesem Bauensemble innewohnenden kulturgeschichtlichen Werte, als daß wir sie nicht als unabdingbaren Bestandteil unserer Lebensqualität zu begreifen haben.

Wir Denkmalpfleger dürfen uns in diesem Wollen eins wissen mit denen, die für diese Lebensqualität Verantwortung tragen. Wie anders könnte man die finanziellen Zuwendungen des Staates angesichts der zur Zeit bestehenden Haushaltslagen verstehen. Durch den am 8. November 1996 geschlossenen Kirchenstaatsvertrag fließen dem Domstift nunmehr für die Sicherungs- und Sanierungsmaßnahmen am Dom jährlich zwei Millionen DM zu. Das Bundesinnenministerium wird im Rahmen der Erhaltung der national bedeutenden Kulturdenkmale mit Millionenbeträgen helfen wie auch die

Deutsche Stiftung Denkmalschutz nicht abseits steht. Sie hat während der Beratung der wissenschaftlichen Kommission im Herbst diesen Jahres in St. Ingbert nochmals ausdrücklich auf ihre Bereitschaft verwiesen, bei der Erhaltung des Doms mitzuwirken. Und auch der Förderverein ›Dom zu Brandenburg‹ hat in den wenigen Monaten seines Wirkens schon Beachtliches geleistet, nicht nur im Werben um Sponsorengelder, sondern in dem Bewußtmachen, daß hier vor uns allen eine Aufgabe steht, ich wiederhole deshalb allzugern das Zitat von Max von Schenkendorf, »welche das ganze Land angeht«, und beziehe es freimütig auf unsere Bauaufgabe: Erhaltung des Doms zu Brandenburg.

Nur, meine sehr verehrten Damen und Herren, wir haben mit den nun avisierten finanziellen Mitteln sach- und fachgerecht umzugehen, und natürlich auch wirtschaftlich. Dazu soll der von der Denkmalpflege lange geforderte und nun auch geschaffene Baustab eine Garantie bieten, auch im Sinn der zu vertretenden Aufgabenstellung und ihrer Umsetzung durch das beauftragte Architekturbüro. Vielleicht gelingt es nun allen, die da meinen, es zu können, allen, die tatsächlich Verantwortung tragen und allen, die als Entscheidungsträger tätig zu werden haben, gemeinsam und mit Kontinuität auf die Erhaltung eines der geschichtsträchtigsten Denkmale in der Mark einzuwirken. Der Dom zu Brandenburg darf, wie Marcus Cante in der vom Landesamt für Denkmalpflege 1994 herausgegebenen und von ihm federführend bearbeiteten Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland ›Denkmale in Brandenburg, Stadt Brandenburg an der Havel, Band 1.1, Dominikel-Altstadt-Neustadt, wertete, als »ein Spiegelbild von Jahrhunderten märkischer Baugeschichte« gelten.

Dieser Dom beinhaltet im Kern noch immer den 1165 begonnenen romanischen Bau, der zu den frühesten monumentalen Werken nordeuropäischer Backsteinarchitektur zählt. Der reiche bauplastische Schmuck, die großartige, nur in Ansätzen ausgeführte Idee einer imposanten Doppelturmanlage mit Hauptportal sucht ihren Vergleich im norddeutschen Raum. Hinzu kommen die prägenden, die heutige Erscheinung des Doms wesentlich bestimmenden Bauteile der spätgotischen Bauphase mit Chorpolygon, Seitenschiffen, erhöhten Obergaden von Mittel- und Querschiff. Und spürbar bleibt nicht zuletzt die Monumentalisierung des Bauwerks im 19. Jahrhundert, die cathedralhafte Übersteigerung von Innen und Außen, wohl nicht zuletzt den romantischen Strömungen dieser Zeit, der hohen Wertschätzung mittelalterlicher Baukunst verpflichtet. Wie sonst wäre die dem Dom von König Friedrich Wilhelm IV. zugedachte Bedeutung, »das verehrte Heiligtum der Marken« zu sein, zu verstehen. Und hinzu kommt die bemerkenswerte Ausstattung aus allen Epochen, von der Ausmalung über den bildkünstlerischen Schmuck bis zu den im 1979 eröffneten Dommuseum aufbewahrten einzigartigen Paramenten.

Seit seiner Errichtung war der Dom mit Domklausur, Kurien und Nebengebäuden als Sitz der Bischöfe und des Domkapitels ein Zentrum kirchlicher Macht in der Mark, gleichwohl auch der Ort weltlicher Ereignisse, – darunter die Tagung der konservativen Vertreter der Preußischen Nationalversammlung 1848 – und bis in

unsere Tage ein Ort der Erinnerung und des Gedenkens, wie für die Blutzugehörigen der evangelischen Kirche von 1935 bis 1945 in der Krypta, oder in den letzten Jahren und Tagen der DDR ein Ort des Suchens und Findens. Doch über allem steht bis heute die Verkündigung des Wortes Gottes, steht die religiöse Dimension, die von diesem Bauwerk ausgeht, die uns in und durch die Kunst vermittelt wird, durch das Bauwerk als Ganzes wie auch durch jedes Detail. Hier vor allem dürfen wir wohl von der Sprache des Materials sprechen, vom Stein bis zur Skulptur. Diese Sprache zu verstehen, auch dafür sind Denkmalpfleger Anwälte. Und auch die Vertreter der Institution Kirche werden sich ihrer Verantwortung für den Erhalt der Stein gewordenen Zeugnisse des Glaubens nicht entziehen, trotz der ökonomischen Zwänge, denen sich die Kirche in der heutigen Zeit ausgesetzt sieht.

Die inzwischen zugesagten finanziellen Mittel lassen das seitens der Denkmalpflege geforderte Programm der Sicherungen in den gefährdeten Bereichen nun Wirklichkeit werden. Dabei kann es nicht um Renovierungsmaßnahmen gehen, sondern in erster Linie um Substanzsicherung. Wie schwer auch hier um jedes Detail zu ringen ist, zeigen schon die ersten konkreten Abstimmungen, denn an diesem, wie an vergleichbaren Bauwerken, werden wir den Apologeten der DIN-Vorschriften überzeugende Lösungen entgegenzusetzen haben: Baukunst dieses Ranges und dieser Dimension kann nicht in jedem Fall entsprechend den Vorschriften zur Umsetzung heutiger Bauaufgaben behandelt werden.

Ziel aller Sicherungsarbeiten ist der Erhalt des historisch gewachsenen Baubestands und der Schutz der Kunstwerke. Wir werden also zuvörderst reparieren in und mit traditionell handwerklichen Techniken und Methoden, dem obersten denkmalpflegerischen Grundsatz des Konservierens verpflichtet. Die Abfolge kann hier nur lauten: konservieren soweit nötig, restaurieren und zwar immer im Sinne von Reparatur. Wir erinnern deshalb an die Möglichkeit von Wartungsverträgen für empfindliche Kunstwerke und die bewährte Organisation der Bauhütte, die uns durch laufende Instandsetzungsarbeiten massive Eingriffe ersparen könnte. So kann die Forderung nach Geschichtlichkeit durch eine auf die Erhaltung der materiellen Substanz ausgerichtete Denkmalpflege erfüllt werden. Wenn wir aber ein Denkmal als Dokument der Geschichte begreifen wollen, müssen wir zunächst einmal alle Spuren analysieren, vor allem wenn wir zur Bewertung – unter welchen Interessenslagen auch immer – aufgerufen sind, um uns dem so oder so gearteten Veränderungswillen zu stellen. Das gilt für Fragen der Heizung wie für Veränderungswünsche angesichts neuer liturgischer Erfordernisse. Auch der Dom zu Brandenburg soll ein Ort der Begegnung mit Gott und den Zeugnissen des Glaubens bleiben, kein nur unter kunsthistorisch-musealen Gesichtspunkten gestalteter Raum.

Gleichzeitig ist ein weiterführendes Programm für langfristig notwendige Maßnahmen in Verbindung mit einer denkmalgerechten Nutzung aller Bauglieder des unmittelbaren Dombereichs und der Dominikel zu erarbeiten. Dieser übergreifende Ansatz erscheint mir nicht nur geboten, sondern erforderlich, um sich nicht erneut

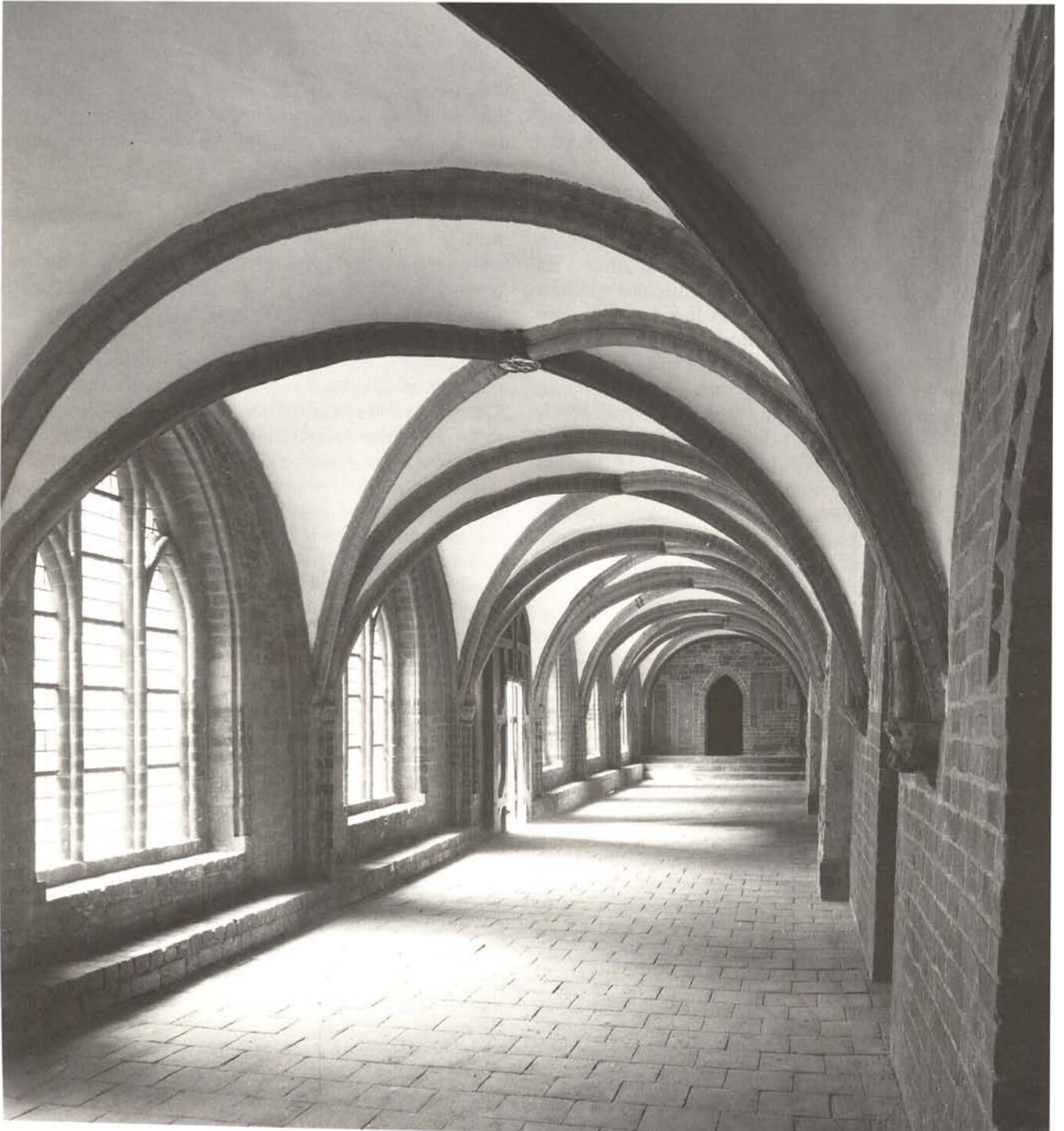
der Gefahr sektoraler, ohne Bezug zum Ganzen stehender Lösungen auszusetzen. Wir fragen weiterhin nach den Nutzungskonzeptionen. Damit sprechen wir auch die übergreifende städtische und regionale Dimension an, auch die Verantwortung der Stadt.

Auch mit Fragen der Wiederherstellungen, so wie sie bei und mit den Arbeiten in der Aula der Ritterakademie aufgetreten sind, werden wir uns auseinandersetzen müssen. Das kann nur in einem offenen Dialog erfolgen. Und auch wenn uns hier der Dom zu Brandenburg zusammengeführt hat, dürfen wir nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß die Gefährdung anderer kirch-

licher Bauwerke in Brandenburg keineswegs gebannt ist. Ich denke an die Ruine der Johanniskirche, an die Ruine der Kirche im Pauli-Kloster oder an die Petrikapelle im Dombereich. Und ich denke dabei auch an die vielen Dorfkirchen in unserem Land, die wesentlich unsere Kulturlandschaft prägen.

So darf ich Ihnen allen Dank sagen, vor allem den Mitgliedern von ICOMOS, daß Sie unserer gemeinsamen Einladung gefolgt sind und nun schon zum zweiten Mal durch ihre Anwesenheit die Bedeutung dieser Stadt mit ihrem reichen Denkmalbestand für unser kulturelles Erbe unterstreichen.

Brandenburg, Domklausur, Nordflügel des Kreuzgangs



Ausgrabungen im Brandenburger Dom und dessen Umfeld

Wenn wir vom Bistum Brandenburg und vom Brandenburger Dom sprechen, vergessen wir allzuoft, daß der Ursprung dieses geistlichen Zentrums nicht nur dem Verkündigungsauftrag der christlichen Kirche, sondern auch weltlicher Macht zu verdanken ist und daß die Auswahl gerade dieses Ortes für den Sitz des Bistums begründet ist in der lange vorausgegangenen Entwicklung des slawischen Stammesgebietes der Heveller mit einer bedeutenden Fürstenburg. Sie entstand mehr als zweihundert Jahre vor ihrer ersten schriftlichen Erwähnung 928. Bereits damals begegnet uns ihr deutscher Name »Brennaburg«, der slawische Name bleibt unbekannt. Die schutzgebende Insellage war gut gewählt. Zwar lag die Burg am westlichen Rand des Stammesgebietes der Heveller, nahe zur deutschen Reichsgrenze, aber durchaus zentral im Hinblick auf die Wasserwege und die Verteilung der Siedlungen. Der Ober- und Unterlauf der Havel und die Nebenflüsse Spree, Nuthe, Wublitz und Plane sowie das Seengebiet westlich von Brandenburg und die Beetzseerinne schufen günstige Voraussetzungen für den Schiffsverkehr. Quer durch das Hevellergebiet zog sich die wichtige Fernhandelsstraße von Magdeburg nach Lebus und Poznan (Posen). Der Einfluß der Heveller auf die benachbarten Stämme und der Besitz der Burg waren von entscheidender Bedeutung. Sie wechselte im Verlauf von 550 Jahren in harten Kämpfen zwischen Slawen, Deutschen und Polen dreizehnmal den Besitzer.

Zur geschichtlichen Situation

Im Zusammenhang mit den Abwehrmaßnahmen gegen die Einfälle der Ungarn zog König Heinrich I. 928 gegen die Heveller, schlug sie in mehreren Kämpfen und eroberte Brandenburg. Zwar warfen die Heveller das deutsche Joch bald wieder ab, jedoch war Tugumir, der Anspruch auf die Herrschaft über die Heveller hatte, von den Deutschen als Geisel genommen worden. Er ließ sich um 959 durch große Geldsummen und Versprechungen bestechen, gab in Brandenburg vor, entflohen zu sein und wurde als Herrscher anerkannt. Danach ließ er seinen Neffen, den letzten Hevellerfürsten, der außer ihm überlebt hatte, beseitigen und lieferte Burg und Herrschaft dem deutschen König aus.

Ließ sich die Bedeutung Brandenburgs schon daran erkennen, daß um 906 der böhmische Přemyslidenfürst Vratislaw I. mit einer Drahomir aus dem Hevellerfürstentum die Ehe einging, so bestätigte sich die bedeutende Rolle Brandenburgs erneut, als sich nach dem Verrat des Tugumir das ganze Land, d. h. benachbarte Stammesgebiete, bis zur Oder unterwarf. Slawische Burgen wurden mit deutscher Besatzung versehen und neue

deutsche Burgen gegründet. In Brandenburg hatte ein königlicher Burggraf seinen Sitz zum Schutz des 948 errichteten Bistums mit dem Otto I. die Absicht verfolgte, die slawischen Stämme zu missionieren und fester an das Reich zu binden. Das Bistum erhielt den nördlichen Teil der Insel und den nordöstlichen Teil der Burg, worunter die Vorburg von ca. 1,5 ha zu verstehen ist. Es

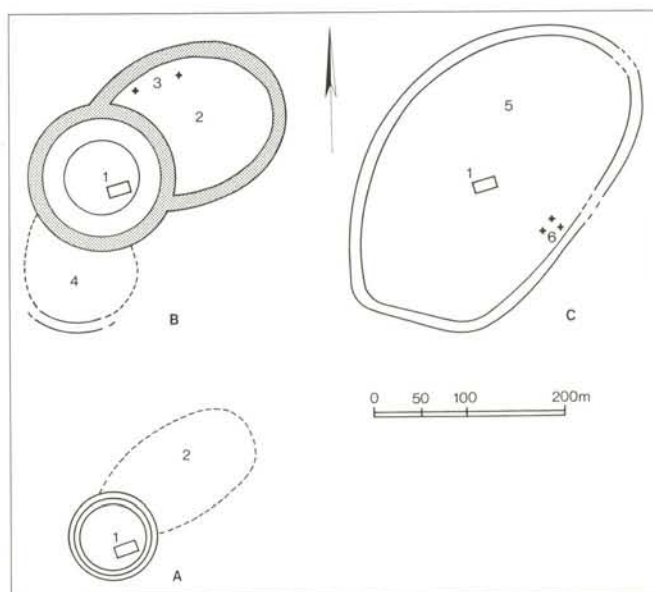


Abb. 1. Brandenburg, Dominsel, Entwicklungsschema des Burggrundrisses:

A, 7.-8. Jahrhundert: 1 Hauptburg mit Wall und Graben, 2 Bereich der Vorsiedlung;

B, 9.-10. Jahrhundert: 1 Hauptburg mit Wall und Graben, 2 nordöstliche Vorburg mit Graben, 3 in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts vermutete Lage des Domes und Gräberfeld, 4 südliche Vorburg mit Palisade und Abschnittsgraben;

C, 11.-12. Jahrhundert: 5 Stadtähnliche Siedlung mit Burgkapelle (1), 6 slawisches Gräberfeld
(In A-C Petrikapelle zur Orientierung)

umfaßte das Territorium von zehn slawischen Stämmen, von denen die Heveller, die Ukrer, die Spreewane und die Lusici die bedeutendsten waren. Zu groß aber waren die Unterschiede und die gegensätzlichen Interessen, denn die deutsche Herrschaft hatte den unterworfenen Slawen bedrückende Abgaben auferlegt. So kam es offenbar zu Unruhen, die im Jahr 980 zunächst in der Ermordung des Brandenburger Bischofs Dodilo gipfelten und schließlich im Jahre 985 zum großen Slawenaufstand führten. Thietmar von Merseburg berichtet dazu: »Völker, die nach Annahme des Christentums unseren Königen und Kaisern zu Tribut und Diensten verpflichtet

waren, griffen bedrückt durch die Überheblichkeit Herzog Dietrichs in einmütigem Entschluß zu den Waffen.« Bischof Folkmar und die deutsche Besatzung konnten fliehen, die Priester wurden gefangen, das Grab des Bischofs Dodilo geplündert, die Kostbarkeiten der Kirche geraubt und »das Blut Vieler elendiglich vergossen«.

Bis zum Jahre 997 versuchten die Deutschen mit wechselndem Glück, aber letztlich erfolglos, Brandenburg zu erobern. Die Heveller behaupteten ihre Unabhängigkeit und von 1003 bis 1053 bestand sogar ein deutsch-slavisches Bündnis gegen Polen. Anfang des 12. Jahrhunderts verstärkte sich der deutsch-christliche Einfluß und wir hören 1127 von der Ermordung des Slawengrafen Meinfried in Brandenburg. Sein Nachfolger Pribislaw, mit christlichem Namen Heinrich, hielt enge Verbindung zu Markgraf Albrecht dem Bären und sicherte durch Landschenkungen, durch sein Kronopfer auf dem Altar zu Leitzkau und die Gründung der Prämonstratenserkanonie Parduin seine Herrschaft. Mit

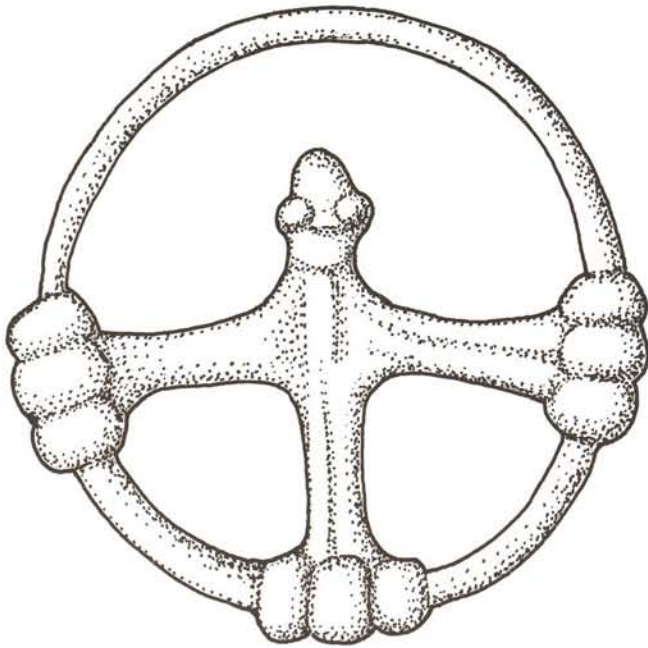


Abb. 2. Berlin-Spandau, Burgwall. Christusdarstellung aus der Zeit um 980, Abguß aus einer Form (nach A. v. Müller)

dem Tode des kinderlosen Fürsten im Jahre 1150 gewann Markgraf Albrecht mit Hilfe Petrissas, der Gemahlin des Pribislaw, die Brandenburg und die Herrschaft als Erbe des Verstorbenen. Dem Versuch des Sprewanefürsten, sich der Burg und der Herrschaft zu bemächtigen, war nur ein kurzer Erfolg beschieden. Die Brandenburg fiel nach einer Belagerung durch Albrecht den Bären und Erzbischof Wichmann von Magdeburg 1157 endgültig in deutsche Hand. Die Wiederherstellung des Bistums Brandenburg war in greifbare Nähe gerückt.

Die Ausgrabungen

In den Jahren 1961 und 1962 erfolgten durch das Domkapitel und das Institut für Denkmalpflege Fundament-

untersuchungen, da umfassende Erhaltungsmaßnahmen für den Brandenburger Dom geplant und durchgeführt wurden. Diese Gelegenheit wurde zu archäologischen Untersuchungen genutzt. Wir fanden eine 5 m starke Schichtenfolge, die vom 14. bis in das 10. Jahrhundert reichte, aber keinen Hinweis auf einen Vorgängerbau in dieser Zeit. Unklar blieb zunächst auch die Entstehung einer 40 cm starken organisch durchsetzten Sandschicht unter dem Fundament des nördlichen Mittelschiffs.

Dagegen ergab sich als wesentliche Erkenntnis für die Baugeschichte und die geplanten Erhaltungsmaßnahmen der Aufbau des Fundaments. Der durch menschliche Eingriffe des 9.-10. Jahrhunderts geschaffene unsichere Baugrund kam zum Vorschein, außerdem eine Divergenz zwischen der Pfeilerbogenkonstruktion des Fundaments und der Verteilung der Arkadenpfeiler, von denen einige auf den Fundamentbögen standen. Damit war ein Hauptproblem deutlich geworden, die eigentliche Ursache vermochten wir erst einige Jahre später zu erkennen. Drohende Einsturzgefahr ließ uns auf weitere Untersuchungen an den Fundamenten verzichten.

Im Jahre 1994 waren Ausgrabungen in der Krypta des Domes möglich, wo wir den anstehenden Baugrund bereits in 1,60 m Tiefe unter dem Fußboden erreichten. Es lagen hier Siedlungsschichten vom 7./8. bis zum 12. Jahrhundert vor, aber kein Hinweis auf die Existenz eines Vorgängerbaues des Domes aus dem 10. Jahrhundert.

Mitte der sechziger Jahre wurde ein großzügiger Ausbau der Domlinden, der Fernverkehrsstraße nach Nauen, geplant. Es bestand die Gefahr einer umfangreichen Zerstörung der unter der heutigen Fahrbahn liegenden slawischen Besiedlungsschichten. Aus diesem Grunde wurden in den Jahren 1966 bis 1975 umfangreiche Untersuchungen längs der Domlinden durchgeführt, um die Art des Untergrunds und den bevorstehenden Arbeitsaufwand zu ermitteln. Nach den ersten überraschenden Ergebnissen wurden Forschungsmittel bereitgestellt und die Grabungen auf weitere Bereiche der Dominsel ausgedehnt. Diese Untersuchungen wurden auch vom Domstift und der Stadt Brandenburg gefördert. Wir gewannen bedeutende Ergebnisse zur Gliederung und Entwicklung der Brandenburg, zur Wirtschaftsweise, zum Haus- und Befestigungsbau und zur materiellen Kultur der Slawen. Von ganz praktischem Wert war die Erkenntnis der Hauptursache aller Bauschäden auf der Dominsel, nämlich der slawischen Befestigungsgräben des 7.-12. Jahrhunderts, deren Sohlen in 3-6 m Tiefe reichten, während die Fundamente nicht durch diese Schichten hindurchgetieft worden waren. Diese Erkenntnis konnte nun späteren Erhaltungsmaßnahmen zugute kommen.

Da das Straßenbauprogramm zurückgestellt wurde und dringende Grabungen an anderen Orten unsere Kapazitäten banden, schlossen wir die Untersuchungen ab. In den Jahren 1979, 1983, 1991 und 1995 wurden Trassenverlegungen für Ergänzungsuntersuchungen genutzt, die nach der Wende zusammen mit den Mitarbeitern der unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Brandenburg, Herrn Stefan Dalitz und Herrn Dr. Joachim Müller, durchgeführt wurden.

Die weitere Auswertung historischer Quellen zur Geschichte Brandenburgs konnte, so schien es, ab Mitte der sechziger Jahre kaum noch zu überraschenden neuen Ergebnissen führen, nachdem H.-D. Kahl 1964 seine Arbeit über die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor vorgelegt hatte und H. Ludat 1971 mit seinen Skizzen zur Politik des Ottonenreiches und der slawischen Mächte um die Jahrtausendwende noch einmal einen großangelegten Versuch unternahm.

Neue Aussagen waren aber aufgrund der archäologischen Untersuchungen möglich.

Die Entwicklung der Burg, Grundriß und Befestigung

Die Dominsel war ursprünglich wesentlich kleiner als heute. Es fehlte vermutlich der niedriggelegene Westteil und im Osten ist halbmondförmig ein mindestens 75 m breiter Streifen seit dem 12. Jahrhundert angeschwemmt worden. Auf der höchsten Stelle dieser langovalen Insel entstand am Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts die kleine Siedlung einer aus dem böhmischen Raum kommenden Gruppe slawischer Einwanderer. Typisch für sie sind quadratische Grubenhäuser von ca. 10 m² mit einem Steinkuppelofen in der Nordwestecke des Hauses und handgearbeitete unverzierte Keramik. Die Siedlung wurde wieder aufgegeben und ihre Stelle zu Ackerland. Danach gründete eine aus dem polnischen Raum kommende Gruppe eine neue Siedlung mit flach eingetieften Grubenhäusern, die nur einfache Steinherde hatten und eine Keramik, die teils unverziert, teils mit einfachen Wellen oder Kammstrichmustern verziert war.

Der südliche Teil dieser Siedlung wurde etwa Ende des 7. oder Anfang des 8. Jahrhunderts durch einen 5 m breiten Wall aus Holz und Erde mit einem 2 bis 3 m breiten Graben zur Burg mit 0,5 ha Innenfläche umgestaltet, während der nordöstliche Teil unbefestigt blieb, mit einer 1,5 ha großen Vorsiedlung (Abb. 1: A, 2). Die Befestigung wurde immer wieder erneuert, so daß sieben aufeinanderfolgende Befestigungsphasen erkannt werden konnten.

Eine entscheidende Veränderung vollzog sich im 9. Jahrhundert bei der vierten und fünften Erneuerung. Zuerst wurde die Burgmauer außergewöhnlich verstärkt und ab der fünften Phase wurden die bisher bis 6 m breiten Gräben auf 12 bis 20 m verbreitert. Möglicherweise kommt darin die Entwicklung zur Fürstenburg oder deren wachsende Bedeutung auch zur Zeit der deutschen Herrschaft zum Ausdruck. Vermutlich Ende des 9. Jahrhunderts wurde die nordöstlich vor der Burg gelegene Siedlung mit Wall und Graben befestigt. Genauer wissen wir es für eine zweite Vorsiedlung südlich der Burg, die im Jahre 886 (d) am Zugang zum südlich gelegenen späteren Neustadtbereich mit 40 cm starken Palisaden gesichert wurde. Die Mehrteiligkeit der Burg steht entgegen anderen Auffassungen außer Zweifel (Abb. 1: B, 2). Die Hauptburg hatte 0,5 ha Innenfläche, die nordöstliche Vorburg 1,5 ha und die südliche Vorburg ca. 0,9 ha. In die Zeit der deutschen Herrschaft scheinen die sechste und die siebente Befestigung zu gehören. Die



Abb. 3. Münze des Hevellerfürsten Pribislaw mit seinem Bildnis, 12. Jahrhundert

sechste Befestigung zeigte in der ersten Phase einen Wall aus Rasenplaggen, in der 2. Phase wurde die Vorderfront durch starke senkrechte Eichenbohlen gesichert, was um 951 (d) erfolgt sein soll (Abb. 12).

Bereits um 968 (d) wurde dann eine stärkere Wallvorderfront in Blockbautechnik vorgeblendet (Abb. 7). Der Arbeitsaufwand war enorm, denn es mußten allein 5000 etwa sechzig- bis hundertjährige Eichen geschlagen und verarbeitet werden. Der Wall der Fürstenburg trug bei 15-20 m Breite vermutlich ein gestaffeltes Wehrsystem. Da er Anfang des 11. Jahrhunderts abgetragen wurde, kann dazu nichts mehr gesagt werden.

Abb. 4. Verso der Münze des Hevellerfürsten mit dem Bildnis seiner Gemahlin Petriřsa, 12. Jahrhundert



Um die Mitte des 10. Jahrhunderts bricht in der nordöstlichen Vorbürg die Besiedlung ab. Es entsteht ein größerer planierter Platz, an dessen Nordseite zwei Bestattungen gefunden wurden, eine davon eine Kinderbestattung, die Hände des Kindes im Becken zusammengelegt. Die Oberfläche des Platzes zeigt dünne Begehungsschichten. Während unter der Planierschicht einheimische Keramik des 9./10. Jahrhunderts liegt, fand sich in dieser Schicht ein aus südlichen Gegenden importiertes slawisches Gefäß und über der Kinderbestattung begannen erneut slawische Siedlungsschichten mit Importkeramik aus der Lausitz und dem Magdeburger Raum sowie mit spätslawischer Keramik, die um 980 beginnt. An welcher Stelle nun der Dom des 10. Jahr-

Anhängers aus der Zeit um 980 gefunden. Es handelt sich um die Darstellung eines stilisierten Menschen in Kreuzform, der in einem Kreis steht, offensichtlich eine Christusdarstellung (Abb. 2). Unter dem Einfluß der christlichen Herrschaft gehen die Slawen von der Brandbestattung in Hügeln zur christlichen Sitte der Körperbestattung über, besonders gut belegt durch Funde aus den wenigen erhaltenen Hügelgräbern von Weseram (Kreis Potsdam-Mittelmark).

Etwa Anfang des 11. Jahrhunderts begann ein grundlegender Umbau: Die Gräben der Haupt- und Vorbürg wurden mit dem Material der gewaltigen Wälle verfüllt und dann besiedelt. Es entstand eine große ovale Burg von ca. 240 m Ost-West- und 340 m Nord-Süd-Durchmesser und etwa 4 ha, umgeben von einem ca. 20 m breiten Graben. Andere Befestigungen sind bisher nur an der Ostseite und der Südseite nachgewiesen. Die Innengliederung der Burg ist nicht genauer erforscht. Folgende Hinweise ergeben sich: Der Fürstensitz muß sich im Bereich der alten Hauptburg befunden haben. Nordöstlich, östlich und südlich davon ist dichte Besiedlung mit Hausstellen, Produktionsstätten, Backöfen, Ställen und Abfallstätten nachgewiesen. Die ursprüngliche Gliederung war offenbar durch die Bebauung der zugefüllten Gräben nicht mehr erkennbar.

Nach der gemeinsamen Eroberung der Brandenburg im Jahre 1157 mußte abermals eine tiefgreifende Veränderung stattfinden. Die frühstädtische Burgstadt, die neben dem Fürstensitz noch Häuser und Produktionsstätten enthielt, wurde aufgeteilt zwischen dem Markgrafen, dem Bistum und dem königlichen Burggrafen. Die slawische Bevölkerung verblieb nicht im Burgbereich. Besonders dringlich wurde die Neuordnung, weil Bischof Wilmar im Jahre 1161 den Prämonstratenserkonvent in Parduin zum Domkapitel erhob und seine Übersiedlung auf die Burg beschloß. Das Problem bestand darin, daß die Besitzansprüche des Bistums auf der Urkunde von 948 beruhten, daß aber die Gliederung der Burg inzwischen eine ganz andere war.

Da die Nord- und Südgrenze der Burg des 10. und der Burg des 12. Jahrhunderts noch nahezu identisch waren, wußte man zwar die Mitte der Insel und die Mitte der Burg des 12. Jahrhunderts zu bestimmen, aber die Grenze des 10. Jahrhunderts zwischen bischöflichem und fürstlichem Burgteil war nicht mehr sichtbar. Sie wurde ursprünglich durch die Außenkante des Burggrabens der Hauptburg gebildet. Dieser Graben aber war Anfang des 11. Jahrhunderts mit den Erdmassen der Wälle verfüllt worden und nun mit Häusern, Werkstätten, Stallungen, Backöfen und Düngerstätten übersiedelt. Er war allenfalls noch als leichte Einsenkung erkennbar, aber wer wußte das nach 178 Jahren noch zu deuten. So teilte man die Burg in der Mitte, d.h. im Verlauf des heutigen Burgweges, wodurch unwissentlich ein 60-70 m breites Segment der runden Fürstenburg des 10. Jahrhunderts dem Bistumsbereich zugeschlagen wurde (Abb. 5). In diesem Segment lag nach Norden zu der 35 m breite Grabenbereich der Burgphasen 1-7, die Wallbasis und ein kleiner Teil der mit Häusern versehenen Rückfront der Fürstenburg. Niemand ahnte, daß dieser Bereich bis in 5 m Tiefe ein höchst unsicherer Baugrund war. Nur der Ostteil des neuentstehenden Domes,

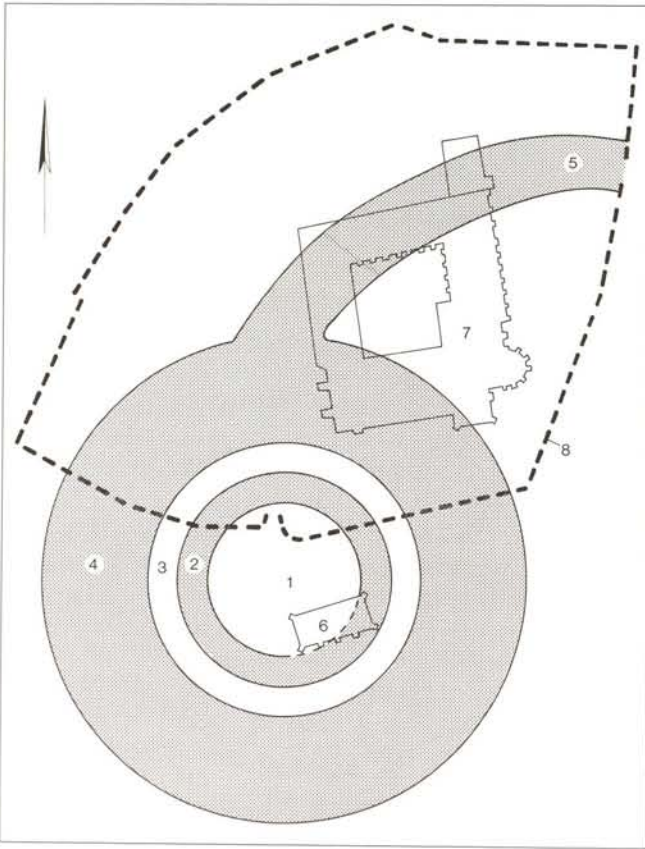


Abb. 5. Brandenburg, Dominsel, Verlauf der Burggräben des 7.-10. Jahrhunderts im Bistumsbereich des 12. Jht.: 1 Hauptburg, 2 Erdentnahmegraben, 3 älteste Wallbasis, 4 Gräben der Burgphasen 1-7, 5 Graben der Vorbürg, 6 Petrikapelle, 7 Dom und Klausurgebäude

hunderts lag, ist noch unbekannt, vielleicht in der Nähe der Bestattungen. Der Siedlungsabbruch im 10. Jahrhundert und die Wiederbesiedlung der Vorbürg Anfang des 11. Jahrhunderts legen nahe, den Sitz des Bistums und die Kathedrale im Bereich zwischen dem späteren Friedgarten der Klausurgebäude und der heutigen Hevellerstraße zu suchen.

Sind die Zeugnisse christlichen Glaubens in der Burg Brandenburg bisher noch spärlich, so wurden in der zum Hevellergebiet gehörigen Burg Spandau die Reste des Fundaments einer hölzernen Saalkirche und daneben das Gußformenbruchstück eines kreuzförmigen

der östliche Flügel der Klausurgebäude und die östlich gelegenen Wirtschaftsgebäude an den heutigen Domlinde entstanden auf dem Gelände der Bischofsburg des 10. Jahrhunderts. Alle anderen Gebäudeteile und Gebäude wurden überwiegend auf dem Graben der slawischen Hauptburg und dem Graben der bischöflichen Vorburg gegründet – leider allzuoft auf den organisch durchsetzten unteren 40 Zentimetern über der Grabensohle (Abb. 6). Hier haben wir die Hauptursache für die Schäden am Brandenburger Dom. Das Bistum erhielt aber nur den Nordwestteil seines ursprünglichen Besitzes. Da Brandenburg den Rang einer Reichsburg hatte, erhielt der königliche Burggraf ebenfalls einen Sitz, dessen Lage uns unbekannt ist. Er könnte im Dombereich, aber auch östlich davon gelegen haben. Einen deutschzeitlichen Burggraben aus der Zeit um 1165 fanden wir dicht östlich der Burgmühle. Der Markgraf erhielt als Erbe des Hevellerfürsten dessen Burgteil mit der Petrikapelle.

Die slawische Bevölkerung wurde in drei Dienstsiedlungen umgesetzt, die am östlichen und südlichen Rand der slawischen Burg entstanden. Es handelt sich um den großen Domkiez im Bereich Hevellerstraße, den kleinen Domkiez, dessen Südteil auf dem zugefüllten Burggraben liegt und den südlich gelegenen Neustädter Kiez (Abb. 10).

Innenbesiedlung und Hausbau

Bis zum 10. Jahrhundert waren im Abstand von 2 bis 7 m hinter der Wallrückfront die Häuser ringförmig angeordnet, während in der Vorburg das System nicht erkannt wurde. In der Burg des 11. bis 12. Jahrhunderts waren die Häuser in Reihen angeordnet, dazwischen Produktionsstätten, Ställe u. a. Bereiche. Gelegentlich war auch

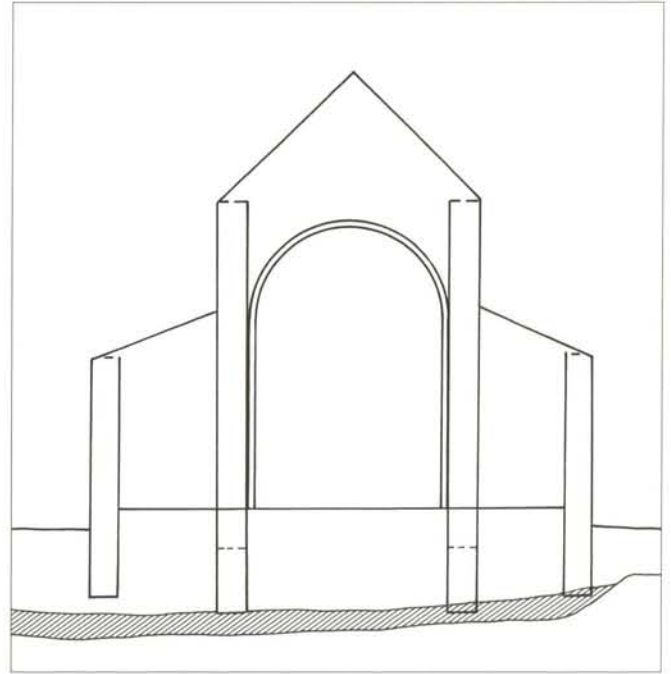
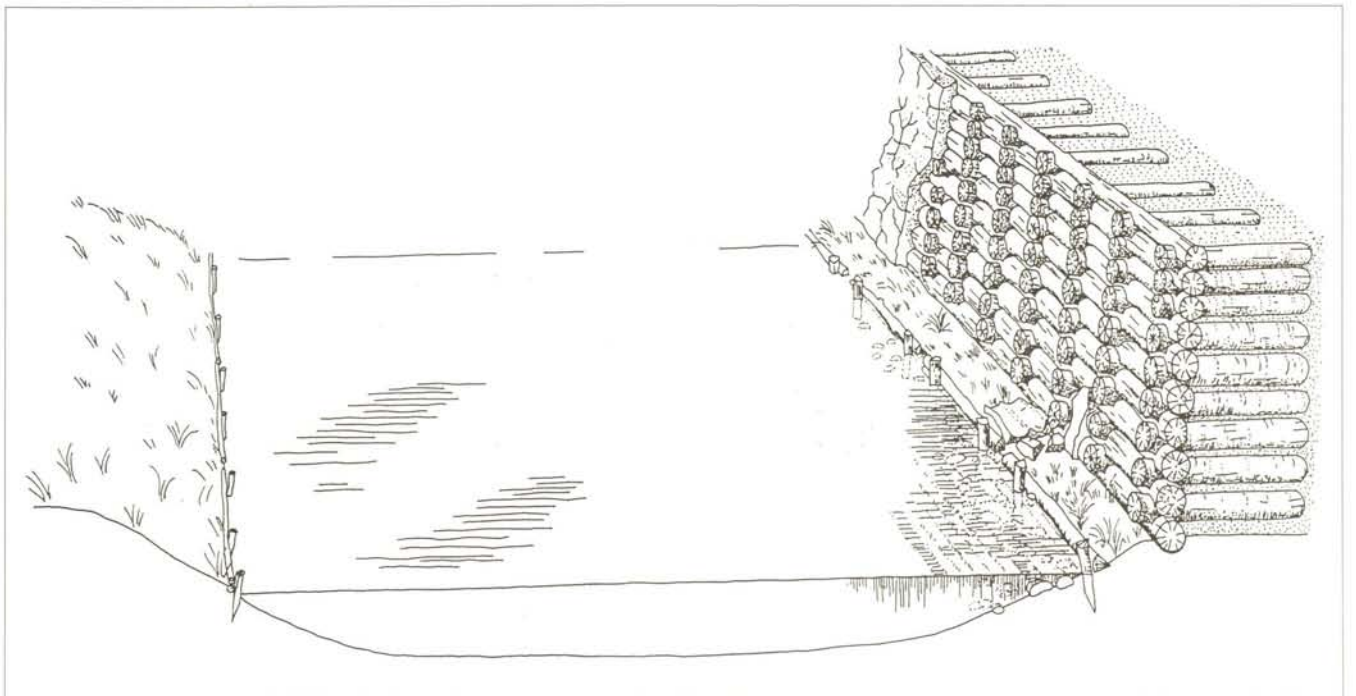


Abb. 6. Brandenburg, vereinfachter Querschnitt durch den Dom, darunter die Grabensohle der Hauptburg

innerhalb eines Hauses ein Stallbereich abgegrenzt. Die slawischen Häuser waren 10 bis 30 m² groß, einige eingetieft, die meisten aber ebenerdig in Blockbauweise aus Stämmen oder Bohlen gefertigt. Im 11. und 12. Jahrhundert kommen häufig Pfostenhäuser mit Flechtwerkwänden vor. Die Fußböden waren aus Sand, Flechtwerk, Rundstämmen oder Spaltbohlen und wurden ca. alle 8 Jahre erneuert. Die ursprünglichen Steinherde wurden an der Wende zum 11. Jahrhundert mit Lehmplatten versehen, die im 12. Jahrhundert rechteckig geformt

Abb. 7. Brandenburg, Dominsel, Rekonstruktion der Vorderfront und des Burggrabens der siebenten Wallphase, um 968



wurden. Backöfen entstanden erst Ende des 10. Jahrhunderts. Die Häuser waren mit Stroh oder Rohr gedeckt.

Die Nahrungsmittelproduktion

Grundlage bildeten Ackerbau und Viehzucht, große Bedeutung hatte im Havelland die Fischerei und die Züchtung. Die Jagd hatte entgegen früher geäußerten Ansichten geringere Bedeutung. Der Boden wurde mit dem Hakenpflug bearbeitet, das Getreide, überwiegend

Die handwerkliche Produktion

Besonders eindrucksvoll ist seit dem Ende des 10. Jahrhunderts die handwerkliche Produktion nachzuweisen. Die Werkstätten lagen im 11. Jahrhundert im nordöstlichen und östlichen Teil der Burg. Die Slawen hatten eine reiche Holzkultur, von der nur wenige Stücke durch Verkohlungen oder im Wasser erhalten blieben, so Reisigbesen, Körbe, Quirle, Reibekeulen, Schöpfkellen, Nägel, verzierte Bretter, Daubengefäße und Spanschachteln. Es gab vorzügliche gedrechselte Holzgefäße, deren Formen einer überregionalen Mode folgten,



Abb. 8. Brandenburg, Dominsel, Bronzeplastik eines gesattelten Pferdchens, 11./12. Jahrhundert

Roggen, Weizen und Hirse mit Sichel und Halbsensen geerntet. Während die Hirse gestampft und geschält große Bedeutung als Breinahrung hatte, wurden Roggen und Weizen in Gefäßen, Kisten, Beuteln und Lehmwan- nen auf dem Dachboden gespeichert, mit Handdreh- mühlen gemahlen und in Lehmkuppelöfen zu Brot ver- backen. Ferner konnten Gerste, Erbsen, Bohnen, Lein- samen und Kerne von Kirsche und Pflaume nachgewie- sen werden. Durch den deutschchristlichen Einfluß im 10. Jahrhundert fand auch der Pfirsichanbau Eingang im Havelland. Der Fleischbedarf wurde zu ca. 30 % durch Rind, zu 41 % durch Schwein, zu 15 % durch Geflügel, der Rest durch anderes Getier und Fisch gedeckt.

wie z. B. Teller, Schüsseln, Fruchtschalen und Deckel- dosen (Abb. 9). Die Lederverarbeitung ist belegt durch Abfälle, Reste von Schuhen, Beuteln und Messerschei- den. Aus Knochen und Geweih fertigte man Pfrieme, Schlittknochen, Schuhösennadeln, Messergriffman- schetten und verzierte Käämme. Die Textilherstellung ist belegt durch Spinnwirtel und Spindeln, Webstuhlreste, verkohltes Garn und Reste von schleierartigen und gro- ben Geweben in Leinen- und Köperbindung. Da sowohl die Zahl der Spinnwirtel als auch die Zahl der Töpferei- produkte im 11. Jahrhundert stark ansteigt, dürfte sich an der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert ein wirt- schaftlicher Aufschwung vollzogen haben, bedingt dadurch, daß die bisher unter deutscher Herrschaft

geforderten Abgaben nun der eigenen Entwicklung zugute kamen.

Während die älteste slawische Keramik des 7./8. Jahrhunderts meist unverziert und aus der Hand gearbeitet war, setzte zu dieser Zeit die Fertigung auf der Drehscheibe ein und die Verzierung durch Wellenmotive und geometrische Muster. Letztere überwiegen im 9. und 10. Jahrhundert. Neue Herstellungsverfahren führten dann zur gurtverzierten, oft mit Bodenzeichen versehenen späten slawischen Keramik, die in ihrer Qualität bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts der deutschen Kugelpfware gleichwertig, z.T. sogar überlegen war. Bei der

Der Handel

Ein hervorragendes Beispiel für den lokalen Handel im Stammesgebiet sind die Bodenzeichen der spätslawischen Keramik. Kreuz- und Kreiszeichen, auf der Töpferscheibe eingeschnitten, erschienen als Abdruck auf jedem produzierten Gefäß, so daß die Verbreitung der Produkte erkennbar wird. Werkstätten aus Brandenburg lieferten ihre Gefäße auf dem Landweg oder auf der Havel bis nach Spandau, das sind 50 bis 65 km, was unter damaligen Verhältnissen ein bis zwei Tagesreisen entspricht. Interessanterweise war auch bei dörflichen Töp-



Abb. 9. Brandenburg, Dominsel, gedrechselte Deckeldose, 10./11. Jahrhundert

slawischen Keramik zeigen sich wechselnde Stileinflüsse, z. B. im 8. Jahrhundert durch die fränkische Keramik, im 10. Jahrhundert durch Keramik aus dem Magdeburger Raum und Anfang des 11. und des 12. Jahrhunderts durch Formen aus Polen und dem Oderraum. In der Spätphase ahmten die slawischen Töpfer die Randprofilformen der deutschen Keramik nach.

Die Metallbearbeitung ist nachgewiesen durch Schlacken und Abfälle der Buntmetall- und Eisenverarbeitung, durch Halbfabrikate und die Erzeugnisse selbst. Ein- und mehrfarbige Glasringe, die als Finger- und Kopfschmuck getragen wurden, fanden wir zahlreich, aber noch keine Hinweise auf die eigene Produktion, die aber für die slawische Burg in Spandau nachgewiesen ist.

ferien des 18. Jahrhunderts die Reichweite des Absatzes etwa die gleiche.

Nicht nur der lokale, sondern auch der überregionale Handel werden oft unterschätzt, weil von den vergänglichen Handelsgütern nur selten etwas erhalten und von den anderen nur wenig gefunden wird. Es gab einen regen Handel mit Getreide, Vieh, Fisch, Honig, Wachs und Leinwand und die Heveller hatten zur Zeit der deutschen Herrschaft einen Verkaufszehnten zu zahlen. Der Fernhandel brachte ihnen Edelmetalle, arabische und deutsche Münzen, Schmuck, Waffen, Mahlsteine aus dem Rheinland und Sachsen, Kämmen von den friesischen Inseln und Skandinavien, Wetzsteine aus Norwegen, Bernstein von der Küste und Karneolperlen vermut-

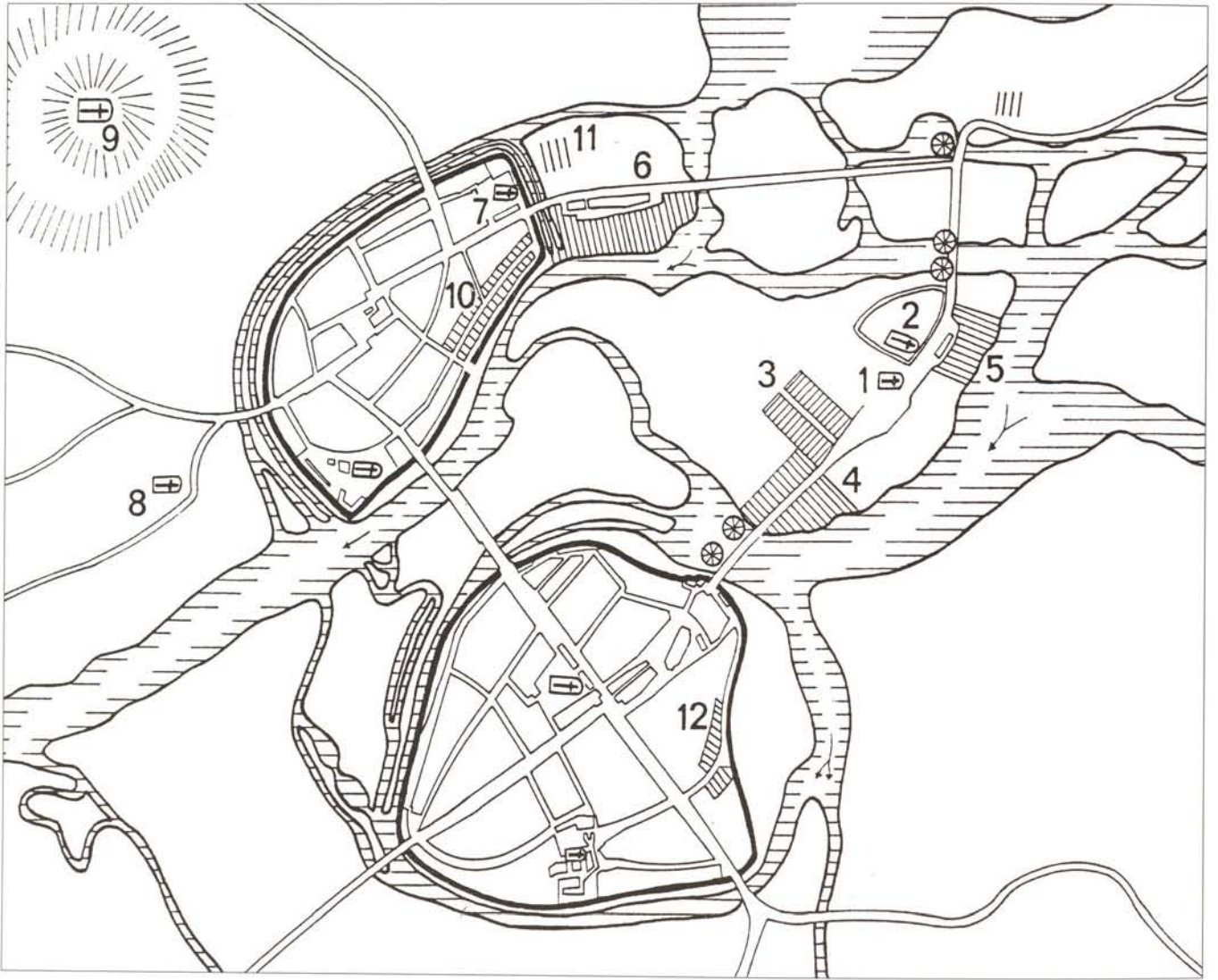


Abb. 10. Die Mittelalterliche Besiedlung Brandenburgs. Dominsel: 1 Petrikapelle, 2 Bischofsburg, 3-5 Kietze Altstadt: 6 Kietz, 7 Gotthard-Kirche, 8 Nikolaikirche, 9 Marienkirche, 10 Seitenbeutel, 11 Hospital Neustadt: 12 Stutzdorf, Deutsches Dorf, 13 Markgräflicher Hof und späteres Paulikloster

lich aus dem Kaukasus. Diese importierten Gegenstände werden meistens entlang der Wasserwege gefunden. Über 20 Schatzfunde mit Münzen und Silberschmuck konzentrieren sich im Havelland längs der Handelsstraße Magdeburg – Lebus – Poznan (Posen). Der Hevellerfürst Pribislaw ließ Münzen prägen, die sein (Abb. 3) und seiner Gemahlin Bildnis tragen (Abb. 4), und in großen Mengen im Umlauf waren.

Religiöse Vorstellungen

Thietmar von Merseburg berichtet 985 anlässlich der Zerstörung des Bistumssitzes: »An Stelle Christi und seines Fischers, des hochwürdigsten Petrus, wurden fortan Kulte teuflischen Aberglaubens gefeiert.« Nach vierzig Jahren deutscher Herrschaft und Mission kehrten die Heveller zu ihrem Götterglauben zurück und verehrten den dreiköpfigen Triglaw auf dem heutigen Marienberg. Archäologisch gesehen erinnert kaum noch etwas an den Bischofssitz, denn die Vorburg wird wieder ganz profan mit Häusern und Werkstätten bebaut. Der christliche

Glaube mag noch Anhänger, vorzugsweise in der Oberschicht, behalten haben und sein wachsender Einfluß ist später, Anfang des 12. Jahrhunderts, bezeugt, als Pribislaw eine Kapelle besaß und die Ansiedlung der Prämonstratenser in Parduin ermöglichte. Seltsam ist, daß die Slawen nicht mehr zur Brandbestattung zurückkehrten, sondern die Körperbestattung beibehielten, allerdings mit Sitten, die nicht christlichen Ursprungs sind. Das zeigt sich an beigegebenen Trink- und Eßgefäßen, an Totenfeuern im Grab oder Scherben zerschlagener Gefäße über der Bestattung. Weitere religiöse Vorstellungen sind durch am Herd vergrabene Eier und Hühnerskelette, Fischschuppen in den Hausecken oder Dielenritzen und gewundenen Ringen aus Weide und Birke an Hauspfosten zu erschließen – alles Beispiele, die sich in skandinavischen und slawischen Gebieten bis in unsere Zeit erhielten und vor Unheil bewahren und die Geister günstig stimmen sollten. Ein weiteres Kultbild könnte die 3,3 cm hohe Bronzefigur eines gesattelten Pferdchens sein (Abb. 8), denn Pferde spielten in den Heiligtümern als Pferde des Gottes und beim Orakel eine Rolle. Im Zusammenhang mit Osterbräuchen und mög-



Abb. 11. Dominsel zu Brandenburg, Importkeramik aus dem Magdeburger Raum

licherweise auch christlichen Vorstellungen aus dem polnischen und russischen Raum sind ei- und kugelförmige glasierte Tonklappen zu sehen, importierte oder nachgeahmte Toneier Kiewer Art.

Literatur:

- Lothar Dralle, Slawen an Havel und Spree, Berlin 1981.
 R.E. Fischer, Die Ortsnamen des Havellandes, Brandenburgisches Namenbuch 4, Weimar 1976.
 Klaus Grebe, Die Brandenburg vor eintausend Jahren, Potsdam 1991, dort weitere Literatur.
 Jürgen Henkys (Hrsg.), 800 Jahre Dom zu Brandenburg, Berlin 1965.
 Joachim Herrmann, Magdeburg-Lebus. Zur Geschichte einer Straße und ihrer Orte (Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam, Bd. 2), 1964, S. 89 ff.
 Hans-Dietrich Kahl, Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des 12. Jahrhunderts, Köln-Graz 1964, 2 Bde.
 Günther Köpping, Neue Ergebnisse zur Geschichte und zur Gestalt der Gründungsbauten von Dom und Domkloster in Brandenburg, in: Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg, Weimar 1987, S. 156 ff.
 H. Krabbo, Deutsche und Slawen im Kampfe um Brandenburg, in: 41.-42. Jahresbericht über den historischen Verein zu Brandenburg a.d.H. 1910, S. 26 ff.
 Herbert Ludat, An Elbe und Oder um das Jahr 1000, Köln-Wien 1971.
 Adriaan v. Müller, Klara v. Müller-Mučič, Die Ausgrabungen auf dem Burgwall in Berlin-Spandau, Teil 1-3, Berlin 1965-1989.

Abb. 12. Brandenburg, Dominsel, Der dreißig Meter lange Schnitt 10 legte sieben aufeinanderfolgende Vorderfronten der Brandenburg frei. Im Vordergrund Phase 7 in Blockbau, dahinter senkrechte Bohlen der Phase 6 b mit horizontaler Fußsicherung





ANNO DOMINI M^o CC^o LXX^o III^o DIE OCTAVIS SEPTEMBRIS

ANNO DOMINI M^o CC^o LXX^o III^o DIE OCTAVIS SEPTEMBRIS

Die mittelalterliche Baugeschichte des Doms im Überblick

Die Bausubstanz des Doms geht vor allem auf das 12. bis 15. Jahrhundert zurück. In den Folgezeiten ist man damit unter wechselnden Vorstellungen und Bedingungen umgegangen. Im folgenden soll versucht werden, die zum Verständnis der verschiedenen Maßnahmen notwendige Einführung in die mittelalterliche Geschichte des Doms zu geben und die einzelnen Bauphasen herauszuarbeiten.¹

Im Winter 928/29 wurde die seit über zweihundert Jahren bestehende Burg Brandenburg, das Zentrum der slawischen Heveller, von den Truppen König Heinrichs I. erobert und damit dem nach Osten expandierenden Ottonischen Reich eingegliedert. Ein wichtiger Schritt zur herrschaftlichen und geistigen Durchdringung des neu gewonnenen Gebietes bedeutete die Gründung des Bistums Brandenburg im Jahre 948. Leider sind bis heute trotz umfangreicher archäologischer Untersuchungen weder die genaue Lage noch das Aussehen des ottonischen Doms bekannt (vgl. den Beitrag von Klaus Grebe in diesem Band). Der Aufstand gegen die Herrschaft des Reiches 985 und die Zurückverlegung der Grenze an die Elbe machten einen dauerhaften Aufenthalt der Bischöfe in Brandenburg für die nächsten eineinhalb Jahrhunderte unmöglich. Die Ansprüche auf den Sitz wurden jedoch durch im Exil amtierende Bischöfe aufrechterhalten.

Die von verschiedenen slawischen Stämmen bewohnten Landschaften zwischen Elbe und Oder blieben als letztes größeres Gebiet Mitteleuropas außerhalb der allgemeinen christlichen Kulturentwicklung. Auch wenn sich materielle Kultur und Herrschaftsverhältnisse allmählich anglichen, so kam es doch nicht zu Schriftlichkeit oder Steinarchitektur. Den Herrschaftsbereichen, die sich zwischen Elbe und Oder herausbildeten, gelang es nicht, sich auf Dauer als eigenständige slawische Staaten zu etablieren, wie dies z. B. in Polen geschah. Sie waren vielfältigem Druck durch die Nachbarn ausgesetzt und schließlich auf allen Seiten von christlichen Staaten umgeben, dem Reich im Westen, Polen im Osten, Dänemark im Norden und Böhmen im Süden. Durch Eroberung oder verwandtschaftliche Verbindungen gerieten sie im 12. Jahrhundert in Abhängigkeit auswärtiger Fürsten oder verloren durch den Zuzug von Siedlern aus dem Westen ihre sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit.

Durch diese veränderte Situation war auch ein Neubeginn des Bistums Brandenburg östlich der Elbe möglich. In mehreren, gezielt durchgeführten Schritten kehrten Bischof und Domkapitel schließlich an den alten Standort zurück.² Zunächst erhielt der seit 1158/59 bestehende Prämonstratenserkonvent Leitzkau den Rang

eines provisorischen Domkapitels. 1155 fand hier die feierliche Weihe der neuen Kathedrale St. Marien statt.³ Damit war der Sitz des Bistums wieder in das eigentliche Diözesangebiet östlich der Elbe verlegt, blieb jedoch noch in sicherer Nähe zu Magdeburg, während der Sprengel bis an die Oder reichte.

In Brandenburg selbst wurde durch dessen letzten slawischen Fürsten Pribislaw, der sich nach seiner Taufe Heinrich nannte, der Boden für die kirchliche Entwicklung bereitet. Bei St. Gotthardt entstand vor 1150 eine weitere Prämonstratenser-Niederlassung. Sie wurde 1161, nachdem der Askanier Albrecht der Bär 1157 Brandenburg endgültig seinem Herrschaftsbereich einverleibt hatte, an Stelle von Leitzkau zum Domkapitel erhoben. 1165 übersiedelte es an seinen traditionellen Sitz, die Burginsel, die seither als Dominsel bezeichnet wird.

Noch im selben Jahr erfolgte hier nach Errichtung der tiefen Fundamente unter Bischof Wilmar die Grundsteinlegung für den neuen romanischen Dom.⁴ Im Laufe mehrerer Bautappen entstand eine dreischiffige, flachgedeckte Pfeilerbasilika mit Querhaus, Chorquadrat und Apsis (Abb. 2/5). Keine Apsiden besitzen die Querhausarme. Der ursprünglich vorgesehene querrrechteckige Westriegel⁵ wurde bei der Ausführung in eine Zweiturmanlage mit mittlerer Vorhalle geändert. Im Vergleich mit gleichzeitigen Kathedralbauten des Rheinlandes oder Frankreichs fällt der ausgesprochen konservative Charakter des Brandenburger Doms auf. Damals entstanden z. B. auch der Wormser Dom oder Notre Dame in Paris, wenig später wurde Chartres begonnen. Aber auch gegenüber den generell konservativen sächsischen Basiliken hebt sich Brandenburg durch besondere Einfachheit hervor. So wurde auf Wölbung, Stützenwechsel und Querhausapsiden verzichtet.⁶ Dies ist nicht allein durch die Abgelegenheit Brandenburgs zu erklären, denn mit Magdeburg lag ein wichtiges Zentrum in der Nähe; auch waren die Bischöfe in die Reichspolitik eingebunden und die Prämonstratenser unterhielten weitgespannte Kontakte. Neben beschränkten Mitteln könnte ein bewußtes Armutsideal des Ordens eine Rolle gespielt haben.⁷

Herausragende Bedeutung besitzt die romanische Brandenburger Kathedrale als erster steinerner Großbau im mittelmärkischen Gebiet. Stein bedeutet hier Backstein, in Formen gepreßter und gebrannter Ton, der in den Flußbauen von Elbe und Havel reichlich vorhanden war, so wie Feldstein – eiszeitliche Geschiebe – im Bereich der Grund- und Endmoränen-Landschaften (Altmark, Fläming, Teltow, Barnim usw.). Der Brandenburger Dom gehört zur Gruppe der frühesten Backstein-Großbauten im nördlichen Mitteleuropa, wo seit dem

◁ Abb. 1. Dom zu Brandenburg, Epitaph von Bischof Stephan Bodecker (†1459)



Abb. 2 und 3. Dom zu Brandenburg, Grundriß (links), Aufriß (oben) und Querschnitt (rechts)

Gerade ins 12. Jahrhundert fällt eine Blütezeit der romanischen Backsteinarchitektur in diesen Gebieten. Damals wurden dort bei einigen Bauten auch die für die Entwicklung des nördlichen Backsteinbaus entscheidenden Merkmale der einheitlichen Ziegelformate und regelmäßigen Mauerwerksverbände entwickelt. Sie treten in Norddeutschland unvermittelt, ohne Vorstufen auf.¹⁰ Daß die Verbindungen zu Italien gerade in der Zeit der staufischen Kaiser eng waren, z. B. durch Italienzüge oder Kirchenversammlungen, sei hier nur am Rande erwähnt.¹¹

Gegenüber Feld- und Bruchstein galt Backstein offenbar als höherwertig. Die früheste Anwendung fand dieses Baumaterial nämlich gerade bei hochrangigen Bauten wie Kathedral-, Stifts- und Klosterkirchen. Interessant ist die Doppelkapelle von Landsberg, wo sich das Backsteinmauerwerk auf die Apsiden der Oberkapelle, also den vornehmsten Bereich, konzentriert. Im Gegensatz zu den meisten anderen frühen Backsteinbauten besitzen wir mit dem Datum der Grundsteinlegung bzw. Fundamentierung in Brandenburg eine exakte Nachricht zum Baugeschehen. Demgegenüber sind die Überlieferungen zu anderen wichtigen frühen Bauten eher vage. Unsicher ist in der Forschung bis heute die Datierung der wichtigen Jerichower Stiftskirche, die häufig als frühester Backsteinbau der Region angesehen wird.¹² Ohne auf die Details der Baugeschichte eingehen zu können, so läßt sich doch vermuten, daß Brandenburg und Jerichow in Wechselwirkung entstanden. Während der Brandenburger Dom vollständig in Backstein errichtet wurde, selbst in den Fundamenten, besteht der Sockelbereich in Jerichow aus Bruchstein, dem für das

Harzvorland traditionellen Baumaterial, in dem auch noch der 1170 geweihte Havelberger Dom errichtet wurde, die Kathedrale der Nachbardiözese.¹⁵ In den Bauteilen oberhalb der Sockelzone wirkt der sehr schlichte Brandenburger Dom dagegen deutlich urtümlicher als der in ausgereifter Backsteintechnik ausgeführte Jerichower Bau mit seiner reicheren Gliederung und den aufwendigen Rundpfeilern und Kapitellen.¹⁴

Nach wie vor ist die ursprünglich geplante Form des Brandenburger Doms umstritten. Auffällig sind insbesondere die gegenüber den Seitenschiffen völlig abgeschlossenen westlichen Querhauswände (Abb. 2).¹⁵ Daher wurde in der Forschung die Planung eines einschiffigen Langhauses angenommen.¹⁶ Eine Kathedrale in Form eines Saalbaues wäre im 12. Jahrhundert allerdings für den norddeutschen Raum ungewöhnlich. Die Fundamentierung der einzelnen Bauteile folgt zwar dem gleichen System (Mauern, die durch Öffnungen mit Bogenabschluß unterbrochen werden),¹⁷ ist im Detail aber unterschiedlich ausgebildet. Dies weist ebenso wie wechselnde Ziegelformate auf einen längeren Entstehungsprozeß des Doms hin, dem aber gleichwohl ein Gesamtkonzept zugrunde gelegen haben dürfte. Wahrscheinlich wurde angesichts des hohen Bauaufwands von Anfang an mit einer nur schrittweisen Ausführung gerechnet. Um eine nutzbare Kathedrale zu erhalten, sind zunächst wohl nur die Ostteile möglichst rasch vollendet worden. Die Querarme scheinen im Sinne eines längerfristigen Provisoriums nach Westen abgeschlossen worden zu sein. Später kamen sie der Separierung des Bereichs für die Geistlichen entgegen.¹⁸ Ein solcher

vorläufiger baulicher Abschluß könnte spätestens 1175 erreicht worden sein, als Markgräfin Judith im Dom bestattet wurde.¹⁹

Nach einer Unterbrechung entstand das Langhaus als relativ breite flachgedeckte Basilika mit einer Folge enger Arkaden und Pfeilern mit einspringenden Ecken und Hausteinkämpfern mit profilierten Gesimsen bzw. Rankenornamenten.²⁰ Es wurde wahrscheinlich mit der Nordseite begonnen, wo die Hochwände mit Lisenen gegliedert sind. Davon weicht die südliche Hochschiffswand durch ihre Vereinfachung ab. Aus unbekanntem Gründen scheint eine möglichst rasche Fertigstellung

werden, in polygonaler Form und mit spitzbogigen Fenstern erneuert worden. Vergleichbar mit Jerichow sind die gesamte Raumdisposition der zweischiffigen, relativ hohen und weit in die Kirche hineinragenden Anlage, die sich in Rundbögen zu Mittelschiff und Querhausarmen öffnet,²⁴ außerdem die Doppelsäule unter dem Chorbogen und die Verwendung qualitativ besserer Bauplastik aus Haustein.²⁵ Weiterentwicklungen sind einerseits die Einfügung einer Dreierarkade zwischen dem zweischiffigen Hauptteil der Krypta und dem Apsisbereich, wodurch der Altar nicht durch eine Stütze verdeckt wird, andererseits die in technisch hoher Qualität ausgeführ-

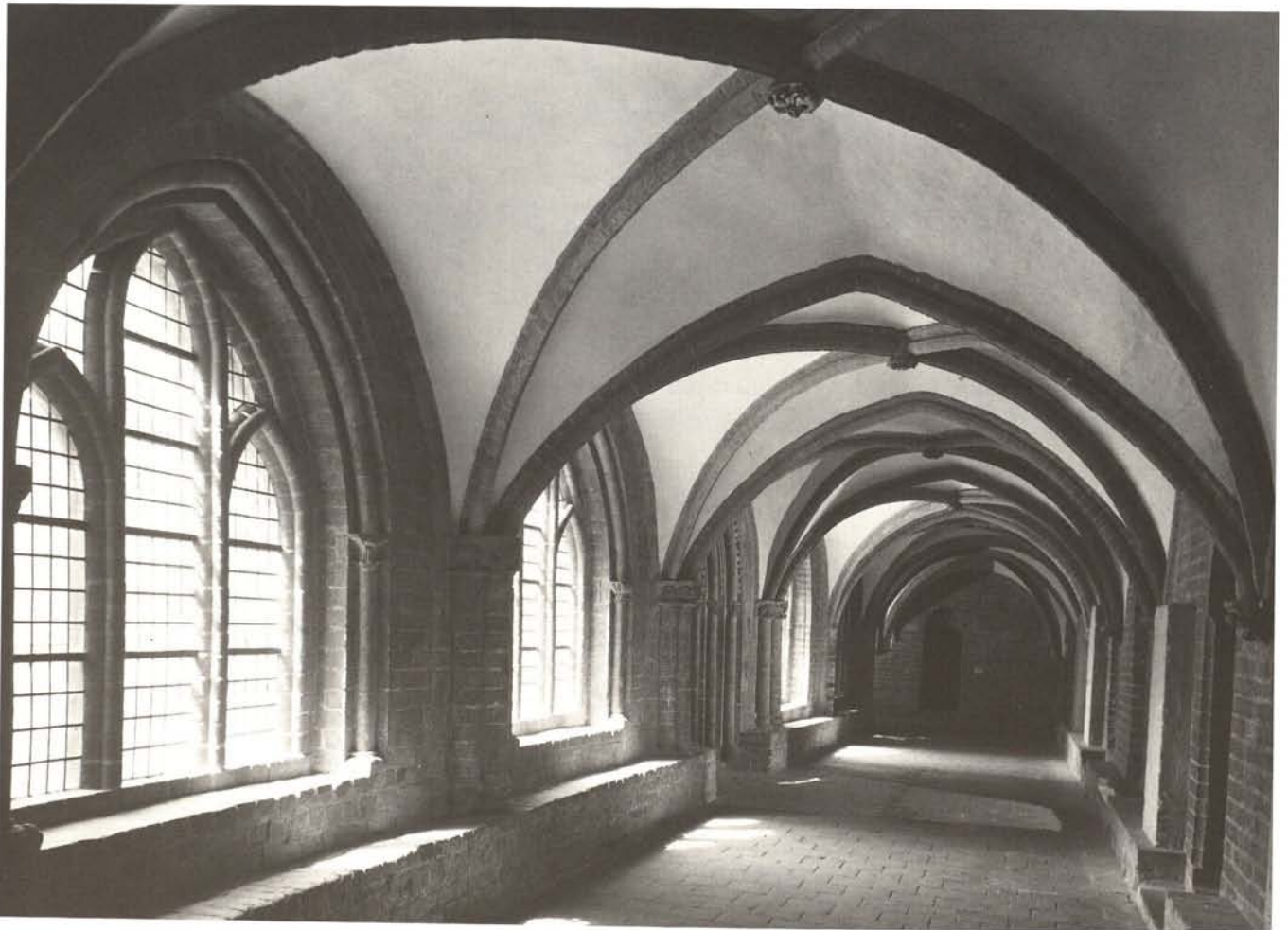


Abb. 4. Dom zu Brandenburg, Ostflügel des Kreuzgangs, Blick nach Norden

nötig geworden zu sein. Diese ist im späten 12. Jahrhundert anzunehmen.²¹

In der damals bestehenden Form blieb der Dom nur relativ kurze Zeit. Schon bald erfolgten neue Baumaßnahmen, die auf eine Bereicherung des einfachen baulichen Gehäuses und auf räumliche Erweiterung zielten. Diese spätromanische Ausbauphase ist mit dem von 1221-41 amtierenden bedeutenden Bischof Gernand zu verknüpfen.²²

Nach dem Vorbild der Jerichower Stiftskirche wurde unter Vierung und Chor eine Hallenkrypta eingebaut (Abb. 6).²³ In diesem Zusammenhang ist auch die Apsis, in der Wandsäulen als eine Art Würdeform präsentiert

ten jochweise differenzierten Wandpfeiler, deren Kapitellbildungen sich teilweise an Jerichower Formen orientieren.²⁶ Die Wölbung der Krypta stammt erst aus hochgotischer Zeit. Älter sind allein die Wulstrippen im Apsisbereich.

Außerdem entstand im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts ein zweigeschossiger Anbau am nördlichen Querhaus mit Raum für zusätzliche Altäre (Abb. 2), unten die 1255 geweihte, aufgrund ihrer die Architektur ergänzenden Farbfassung sogenannte Bunte Kapelle (Abb. 5), oben die Sakristei. Damit wurde eine Bauform übernommen, wie sie bei der benachbarten Zisterzienserkirche Lehnin vorgeprägt war.

Ein wesentlicher Teil der Aktivitäten zur Zeit Bischof Gernands erstreckte sich jedoch nicht auf den Dom selbst,²⁷ sondern auf dessen Umfeld. Die Brandenburger Architektur wurde auf eine neue Stufe gehoben, die für die Weiterentwicklung des Backsteinbaus von entscheidender Bedeutung war. So entstand eine eigenständige Backstein-Bauplastik, bei der Vorbilder der Steinmetzplastik in gebranntem Ton umgesetzt wurden. Die bedeutendsten erhaltenen Zeugnisse dieser Kunstblüte finden sich im Ostflügel des Domkreuzgangs (Abb. 4), der geradezu ein Experimentierfeld für neue Ideen, für Meister ganz unterschiedlicher Stilrichtung und Qualität dar-

aus wirtschaftlichen Erwägungen gegen den Willen der Stadt durchgesetzte Abriß 1722/25 bedeutete den größten Verlust für die Brandenburger Baugeschichte und beraubte die Stadt ihres Wahrzeichens, denn St. Marien war gewissermaßen die Stadtkrone.

Gegenüber den weitgespannten Bauaktivitäten der Gernand-Zeit treten die Maßnahmen der folgenden ein- einhalb Jahrhunderte zurück. Verschiedene hochfliegende Pläne blieben in den Ansätzen stecken. Ende des 15. Jahrhunderts wurden Ablässe für Baukasse und Ausschmückung ausgestellt (1290, 1295 und 1296).²⁸ Jedoch ist nicht klar, was damals im Einzelnen geschah. Aus sti-



Abb. 5. Dom zu Brandenburg, Bunte Kapelle, Erdgeschoss des zweigeschossigen Anbaus am nördlichen Querhaus, Blick nach Nordosten

stellt. Charakteristisch sind auch Ziegel mit durch Scharrierung belebter Oberfläche, womit steinmetzmäßige Bearbeitung nachgeahmt wurde.

In der Zeit Bischof Gernands wurden die Grundlagen für die gotische Architektur der Mark geschaffen, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Chorin ihren ersten Höhepunkt erreichen sollte. Zu den Neuerungen in unserer Region gehören der Beginn von Rippenwölbungen, die Einführung spitzbogiger Öffnungen und steilerer Proportionen. Bauliches Hauptwerk war der Neubau der Marienkirche auf dem Harlungerberg, einem gewölbten Zentralbau mit Emporen und vier Ecktürmen. Der von König Friedrich Wilhelm I. vorgeblich

listischen Gründen könnten die Wölbung der Krypta²⁹ und der Bau des jetzt bis auf Fragmente zerstörten gotischen Lettners damit zu verbinden sein. Vielleicht existierte damals auch ein weitergehender, jedoch nie verwirklichter Ausbauplan des Doms zur gewölbten Hallenkirche. Darauf deuten geringe Befunde im Querhaus.³⁰ Umbauten von Basiliken zu Hallen fanden damals nicht nur bei zahlreichen Pfarrkirchen statt, sondern auch bei einer Reihe von Kathedralen, z.B. Meißen, Schleswig, Minden, Verden, Lübeck und Eichstätt.

Ausführlicher ist auf den spätgotischen Ausbau des Doms einzugehen, denn dieser prägt heute das Erscheinungsbild wesentlich mit. Dazu gehören die westliche

Zweiturmfront, das neue Chorpolygon, Erhöhung und Einwölbung von Chor (Abb. 10), Querhaus und Langhaus-Mittelschiff (Abb. 7) sowie der fast vollständige Neubau der Seitenschiffe. Die neu aufgeführte Außenwand des südlichen wurde als Schauffassade gestaltet. Mit diesen Maßnahmen wurde eine qualitätvolle Modernisierung des Doms vorgenommen und dieser dem gewandelten Zeitgeschmack angepaßt, zugleich sind damit aber auch die bis heute drückenden Bauschäden verschärft worden, da die Last über den romanischen



Abb. 6. Dom zu Brandenburg, Krypta nach Nordosten



Abb. 7. Dom zu Brandenburg, Inneres nach Osten

Mauern bedeutend erhöht und die Fundamente damit überfordert wurden.

Dieser großzügige Ausbau wurde in der Forschung bisher meist mit Ablässen und Maßnahmen zur Erhöhung der Einnahmen der Baukasse zwischen 1377 und 1389 verknüpft.⁵¹ Aus verschiedenen Gründen ist dies jedoch nicht aufrecht zu halten. Im 14. Jahrhundert scheint nur ein Ausbau der noch immer unfertigen Westanlage begonnen worden zu sein. Die aufwendige Zweiturmfront erhielt ein zentrales Hauptportal mit kräftig profiliertem Gewände und figürlicher Kämpferzone⁵² (Abb. 8) sowie ausladende, blindmaßwerkgeschmückte Strebepfeiler, für die im nordöstlichen Deutschland kaum etwas Vergleichbares zu finden ist. Als Anregung könnte der Kölner Dom gedient haben.⁵³ Aber auch dieses noch in hochgotischer Tradition stehende Projekt erwies sich als zu aufwendig für Brandenburg und der Westbau blieb unfertig liegen.⁵⁴ Die Turmbaunachricht 1455 ist vielleicht auf einen provisorischen Abschluß des unfertigen Nordturms zu beziehen.

Für die Bewertung des spätgotischen Domausbau ergab sich durch dendrochronologische Datierung von Hölzern der erhaltenen Dachwerke über Chor, Vierung und Nordquerhaus eine neue Situation. Anhand mehrerer Proben mit Waldkante ließen sich als Fälldate die Jahre 1454 bis 1459 bestimmen.⁵⁵ Ein solches auf naturwissenschaftlicher Basis gewonnenes Ergebnis muß selbstverständlich hinterfragt werden. Aber auch aus stilgeschichtlichen Gründen lassen sich die spätgotischen Bauteile viel eher mit der Architektur des mittleren 15. als mit der des späten 14. Jahrhunderts verbinden. Rautenmusterung der Wandflächen

aus dunklen Ziegeln, gedrückt spitzbogige Form der Fensterabschlüsse, vor allem der Ziergiebel auf dem nördlichen Querhausarm sind charakteristische Formen dieser Zeit.

Eine zusätzliche, faszinierende Dimension gewinnt der spätgotische Ausbau des Doms bei Betrachtung der historischen Umstände. Von 1421 bis 1459 amtierte Bischof Stephan Bodecker (Abb. 1). Diese interessante Persönlichkeit, er stieg vom Rathenower Böttchersohn zum Kirchenfürsten auf, gehört zu den wichtigsten märkischen Bischöfen des Mittelalters.⁵⁶ In Bodeckers Amtszeit gelang durch geschickte Verwaltung eine Konsolidierung der Finanzen des bis dahin hochverschuldeten Bistums. Erst in den fünfziger Jahren waren also die materiellen Voraussetzungen für die großzügige Bautätigkeit gegeben. Die Wirkungszeit Stephan Bodeckers bedeutete daneben auch den geistigen Höhepunkt des mittelalterlichen Brandenburg. Der Bischof verfaßte selbst theologische Schriften, was damals keineswegs üblich war. Einzigartig ist seine intensive Beschäftigung mit jüdischer Kultur und hebräischer Sprache, er wandte sich gegen gewaltsame Bekehrung und Vertreibung der Juden.

Unmittelbarer Anlaß für den Domausbau könnte der Versuch des hohenzollerischen Kurfürsten Friedrich II. gewesen sein, die Prämonstratenser auf den Harlungerberg zu verdrängen und den Dom mit weltlichen Domherren zu besetzen, eine Maßnahme, die fast hundert Jahre vor der Reformation auf ein landesherrliches Kirchenregiment abzielte. Um diesem Ziel näherzukommen, beschuldigte er das Domkapitel 1448 beim Papst des nicht mehr kanonischen Lebenswandels,⁵⁷ eine im Mittelalter nicht ungewöhnliche Form der Anschuldi-

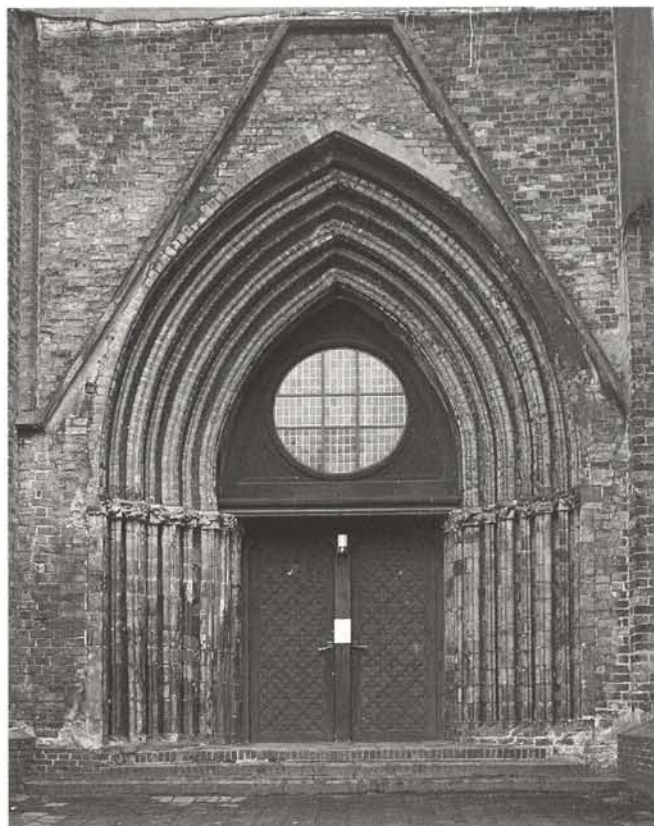


Abb. 8. Dom zu Brandenburg, Westportal

gung. Dies führte offenbar zu einer Solidarisierung innerhalb des Domkapitels sowie zwischen diesem und dem Bischof. Eine päpstliche Kommission konnte 1451/52 nur ausdrücklich feststellen, daß die Brandenburger Prämonstratenser nach wie vor ordnungsgemäß lebten, d. h. die *vita communis* mit gemeinsamem Speisen und Nächtigen befolgten. Damit war der kurfürstliche Vorstoß gescheitert und hatte sich das Domkapitel vorerst behauptet. Ohne daß dies mit Sicherheit beweisbar wäre, liegt es doch nahe, im Domausbau eine Maßnahme zur Unterstreichung des Selbstbehauptungswillens des Brandenburger Domkapitels und Bischofs zu sehen. Zu auffällig ist jedenfalls der Zeitpunkt der Neugestaltung der Ostteile direkt im Anschluß an die päpstliche Bestätigung.³⁸

Unklar ist der genaue Zeitpunkt des Langhausumbaus, für dessen Dachwerke noch keine Datierungen vorliegen. Detailformen deuten auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts,³⁹ z. B. Dreierbirnstäbe u. a. Profilierungen, hängender Schlußstein, Buckelblattkonsolen, neugebautes südliches Seitenschiff mit glatter äußerer Wandfläche, die durch maßwerkgefüllte Rosetten belebt wird.⁴⁰

Sicher ist der spätgotische Domausbau auch eine Reaktion auf die kurz zuvor fast vollständig neugebauten Brandenburger Stadtpfarrkirchen, St. Katharinen in der Neustadt und St. Gotthardt in der Altstadt, mit ihren aufwendigen Umgangschorren und reichen Schmuckformen. Im Vergleich dazu fällt auf, daß beim Dom trotz der bautechnischen Probleme der romanische Kernbau einbezogen wurde, ja im Erscheinungsbild weiterhin präsent ist. Als Basilika nimmt der Brandenburger Dom in

der damaligen märkischen Architektur eine Sonderstellung ein; üblich waren breitgelagerte Hallenkirchen, häufig mit Umgangschor. Selbst für den neuen Kathedralbau der Lebuser Bischöfe in Fürstenwalde wurde diese Form gewählt. Offenbar sollte der alte Dom in Brandenburg einerseits »überhöht« und im Sinne der damaligen Zeit durch Modernisierung veredelt werden, andererseits aber in einer Zeit, als der Bestand des Domkapitels gefährdet war, zugleich dessen große prämonstratensische Tradition betont werden.⁴¹



Abb. 9. Dom zu Brandenburg, Inneres nach Westen

Die bauliche Entwicklung stagnierte in der Folgezeit, dem nun doch erfolgten Bedeutungsrückgang entsprechend.⁴² 1506/07 hatte Kurfürst Joachim I. die im 15. Jahrhundert gescheiterte Umwandlung in ein weltliches Stift durchgesetzt (Aufhebung der Prämonstratenserregel für das Domstift und damit Ende der *vita communis*).⁴³ Außerdem wurde das Brandenburger Domkapitel in seinen repräsentativen und politischen Funktionen zurückgedrängt durch Gründung des sog. Domstifts am Berlin-Cöllner Schloß, das mit Vertrauten des Landesherrn, die ständig an seiner Residenz präsent waren, besetzt wurde. Nach der Reformation hörte Brandenburg dann endgültig auf, kirchlicher Mittelpunkt zu sein. Nur das Domkapitel blieb als Institution bestehen. Während sich durch neue Ausstattung und Umgestaltungen das Bild des Dommehrs mehrfach wandelte (vgl. den Beitrag von Andreas Cante in diesem Band), wurde der bauliche Bestand nicht mehr wesentlich verändert. Seit dem Einsturz des südlichen Querhausgiebels im Jahre 1562 mußte in der Folgezeit durch Wiederaufbau und Restaurierungen vor allem Schadensbegrenzung betrieben werden.

Anmerkungen:

- 1 Zusammenstellung der Literatur zum Brandenburger Dom bei Ursula Creutz, *Bibliographie der ehemaligen Klöster und Stifte im Bereich des Bistums Berlin, des Bischöflichen Amtes Schwerin und angrenzender Gebiete*, 2. Aufl. Leipzig 1988, S. 48-52. Anregungen für den folgenden Beitrag verdanke ich u. a. Günther Köpping, Andreas Cante und Gerhard Vincken.

- 2 Zur Geschichte des Bistums siehe u. a. Fritz Curschmann, Die Diözese Brandenburg, Leipzig 1906, Gustav Abb/Gottfried Wentz, Das Bistum Brandenburg (Germania Sacra, 1. Abt., Bd. 1), Berlin 1929 sowie Creutz 1988, S. 48-52.
- 3 Durch Erzbischof Wichmann geweiht, auch Albrecht der Bär war zugegen (Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis, AX, S. 71).
- 4 Überliefert in dem um 1200 verfaßten Traktat des Dompropsts Heinrich von Antwerpen (MGS XXV, S. 484). Der Grundstein wurde gelegt, nachdem ein Fundament von 24 Fuß aufgeführt worden war, d. h. der Bau dürfte zwischen 1161 und 1165 begonnen worden sein (Peter Ramm, Die Klosterkirche Jerichow. Mit Anhang: Zur Baugeschichte des Brandenburger Doms, in: Friedrich Möbius/Ernst Schubert (Hrsg.), Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, Weimar 1985, S. 141-159, hier S. 158). Bei der Übersiedlung des Kapitels 1165 muß ein (provisorischer?) Raum für gotesdienstliche Zwecke vorhanden gewesen sein.
- 5 Günther Köpping, Neue Ergebnisse zur Geschichte und zur Gestalt der Gründungsbauten von Dom und Domkloster in Brandenburg, in: Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg, Weimar 1987, S. 156-170, hier S. 159.
- 6 Es ist derzeit unbekannt, inwieweit andere Bauten Vorbildhaft gewesen sind. Vielleicht gab es einen Bezug zum vorromanischen Magdeburger Dom, dessen genaue Gestalt allerdings unbekannt ist. Er wird mit Querhaus ohne Apsiden rekonstruiert, ebenso der Bremer Dom und in Cammin das südliche Querhaus. Vielleicht hatte ursprünglich auch die Prämonstratenserkirche Unserer Lieben Frauen in Magdeburg ein Querhaus ohne Apsiden. In seiner ursprünglichen Erscheinung war der Brandenburger Dom wesentlich niedriger. Dies ist noch anhand der als Blenden sichtbar gemachten romanischen Chorfenster nachvollziehbar.
- 7 Dem stehen allerdings die anderen Prämonstratenserkirchen der Region entgegen. Interessanterweise ist z. B. gerade die Leitzkauer Stiftskirche in ihrer Anlage mit Nebenchören und Apsiden sowie Stützenwechsel von größerem baulichen Aufwand (siehe zuletzt Barbara Pregla, Neue Befunde zur Ostanlage der Prämonstratenser-Stiftskirche in Leitzkau, in: Denkmalpflege in Sachsen Anhalt 5 (1995), H. 1, S. 44-52).
- 8 Als Beispiele seien genannt: Niedersachsen (Verden, Mandelsloh, Osterholz bei Bremen), Wagrien (Oldenburg, Segeberg, Lübeck, Ratzeburg), Dänemark (Ringsted, Sorø, Odense, Roskilde, Kalundborg, Løgumkloster, Bergen/Rügen, Schleswig vollendet in Backstein), Erzstift Magdeburg (Jüterborg, St. Marien), Brandenburg (Jerichow, Havelberg, hier Backstein nur Turmobergeschoß und Ostflügel der Klausur, Brandenburg selbst, hier auch St. Nikolai, Lehnin, später Diesdorf und Arendsee), Mitteldeutschland (Altenburg, Landsberg, Altzella, dort in Verbindung mit Haustein), Polen (Posen, St. Michael), Pommern (Cammin, Kolbatz). Auch in Bayern entstanden in jener Zeit romanische Backsteinkirchen, z. B. in Moosburg und Freising.
- 9 Dazu gehören Kreuzbogenfries, Zahnfries (Deutsches Band), Wulst- und Bandrippen, Rundpfeiler in Backstein, kleine Okulifenster, Apsisgliederung durch Halbsäulen, Türme mit geschoßtrennenden Friesen und seitlichen Lisenen.
- 10 Heute wird die italienische Herkunft nicht mehr ernsthaft bestritten (siehe u. a. Ramm 1985, S. 157). Schon Ferdinand von Quast hob sie 1850 hervor. Zum Hauptverfechter wurde Otto Stiehl (vgl. Der Backsteinbau romanischer Zeit besonders in Oberitalien und Norddeutschland, Leipzig 1898). Dagegen wandte sich u. a. Adler mit der Holländer-These. Haupt nahm die Herkunft aus Wagrien an, Kamphausen und Zeisner sahen einen »deutschen Charakter« des Backsteinbaus.
- 11 Für die Reichspolitik wesentliche Persönlichkeiten hatten nachweislich besonderen Anteil an der Entstehung früher Backsteinbauten, so Kaiser Friedrich I. (Altenburg) oder Herzog Heinrich der Löwe (Lübeck, Ratzeburg).
- 12 Zur komplizierten Baugeschichte mit verschiedenen Planwechseln siehe Ramm 1985.
- 13 Erst bei den jüngsten Teilen, dem Turmobergeschoß und der Ostklausur erfolgte ein Übergang zum Backsteinbau.
- 14 Neben einem ungewöhnlich hohen Sockel sind in Brandenburg als Gliederungselemente allein einfache Lisenen vorhanden, ursprünglich wohl vorhandene Friese gingen durch spätere Erhöhungen verloren. Im Vergleich mit Jerichow wurden für die Ostteile des Brandenburger Doms flachere Ziegel verwendet. Ramm (1985, S. 158) sieht im Brandenburger Dom den eindeutig älteren Bau, sogar die älteste sicher datierbare norddeutsche Backsteinkirche. Er nimmt einen Baubeginn zwischen 1161 und 1165 an (a. a. O., S. 155; vgl. auch Kurt Meyer, Zur Baugeschichte des Doms in Brandenburg a. H., in: Zeitschrift für Geschichte der Architektur 1 (1907/08), S. 175-186.) Für die bestehende Jerichower Stiftskirche vertritt Ramm aufgrund des Verhältnisses zu Brandenburg und italienischen Bauten eine Spätdatierung mit einem Baubeginn nach 1178 (a. a. O., S. 155). Die Nachricht von 1172 bezieht er auf Vorgängerbauten (a. a. O., S. 145).
- 15 Die jetzt vorhandenen schmalen Durchgänge sind spätere Einbrüche. Dabei wurde die alte Stützkonstruktion teilweise zerstört (Hinweis Günther Köpping).
- 16 So Joachim Fait, Die Baugeschichte des Doms und seine Kunstschatze, in: Jürgen Henkys (Hrsg.), Achthundert Jahre Dom zu Brandenburg, Berlin 1965, S. 20-48, hier S. 25 (Er sieht darin den Typus rheinischer und westfälischer Missionskirchen des 10. Jhs. nachwirken, diese Planung sei aber nie ausgeführt worden), Edgar Lehmann und Ernst Schubert, in: Dehio. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bezirke Berlin/DDR und Potsdam, 2. Aufl. Berlin 1988, S. 146 sowie Ramm 1985, S. 155. Carljürgen Gertler (siehe Beitrag in diesem Band) bringt die Bauform jetzt mit dem Projekt einer askanischen Burgkirche in Verbindung, wofür es jedoch weder eindeutige quellenmäßige Belege noch in den Dimensionen baulich vergleichbare Anlagen gibt. Ein solcher Bau wäre nur im Zusammenhang mit der Gründung eines eigenständigen Stifts vorstellbar, die sich ebenfalls nicht nachweisen läßt.
- 17 Im Bereich der Ostklausur sogar nur noch Pfeiler mit dazwischengespannten Bögen. Köpping (1987, S. 160/162) sieht darin den Hinweis auf eine lokale Bautradition mit fester örtlicher Bauhütte unabhängig von wandernden Bauleuten.
- 18 Das Abschließen der Ostteile könnte darüberhinaus mit einem anderen Bodenniveau in diesem Bereich zusammenhängen, das erst im Zuge des Krypteneinbaus abgetieft wurde (Hinweis von Günther Köpping).
- 19 Überliefert durch den Chronisten Sabinus 1555, der den Grabstein »fast in der Mitte der Kirche« noch selbst gesehen hatte. Ramm (1985, S. 159) führt weitere schriftliche Belege dafür an, daß der Dom in den 1170er Jahren bereits benutzbar war.
- 20 Zwischen Ostteilen und Langhaus Bauhaft, Wechsel des Ziegelformats und leichte Abweichungen bei Fundamenten. Die Tatsache, daß teilweise Pfeiler über einem Fundamentbogen stehen, weist auf einen gewissen zeitlichen Abstand zwischen der Errichtung der Fundamente und des aufgehenden Mauerwerks hin. Dieses scheint zu einem Zeitpunkt entstanden zu sein, als die Fundamente nicht mehr freiliegen.
- 21 Nach Fait 1965, S. 25 erst im frühen 15. Jh. vollendet.
- 22 Er war zuvor als Domherr und Dechant Vertrauter des Magdeburger Erzbischofs Albrecht von Kefernburg und mehrfach als Gesandter am päpstlichen Stuhl in Rom (Fait 1965, S. 27).
- 23 Abweichend vom Kernbau hier Fundamentierung in Feldstein. Nach Köpping (1987, S. 164) gibt es im Fundamentbe-

Abb. 10. Dom zu Brandenburg, Inneres des Hochchors ▷



- reich keine Hinweise auf eine ältere, dreischiffig geplante Kryptenanlage. Dagegen nimmt Meyer (1907/08), S. 182-185 die Errichtung einer provisorischen Krypta bereits 1165 an, während um 1225 nur ein Umbau erfolgt sei.
- 24 Diese Situation wurde bei der Restaurierung 1961-65 wiederhergestellt. Jedoch verlegte man die Zugänge auf die Westseite, ursprünglich befanden sie sich dagegen in den Querhausarmen (Köpping 1987, S. 164). Vergleichbare »offene« Krypten gibt es in Oberitalien (z.B. Modena, Pavia, Piacenza, Verona) sowie bei der Liebfrauenkirche Magdeburg (1150 unter die Vierung verlängert) hin. Über der Krypta befand sich ehemals ein zum Mittelschiff gerichteter Ambo, der zusammen mit dem hohen Chor über seitliche Treppen erreichbar war.
- 25 Eine genaue kunsthistorische Untersuchung steht noch aus. Einzelne Kapitelle sind mit Stücken aus dem Magdeburger Domchor vergleichbar. Köpping (1987, S. 165) sieht darin Spolien, die im ersten Drittel des 14. Jhs. hierher versetzt wurden, nachdem sie bei der Umgestaltung des Ostflügels der Klausur keine Verwendung mehr gefunden hatten.
- 26 Abweichende Gestalt besitzt das zweite Pfeilerpaar von Westen mit mehrfach abgetreppten, schlecht proportionierten Sockeln, ohne den kräftigen Abschluß und nur mit Bruchstücken von Bauplastik. Falls diese Situation nicht mit einer an dieser Stelle in nachmittelalterlicher Zeit eingefügten Trennwand in Zusammenhang steht, ist sie wohl mit einer ursprünglich kürzer geplanten Krypta zu erklären (vgl. z.B. Wechselburg, wo die ehem. Krypta bis zur Mitte der Vierung reichte). Dabei ergäbe sich auch eine günstigere Proportionierung des Vierungsbereichs (ursprünglich ja deutlich niedrigere Gurtbögen). Zum Zeitpunkt des Planwechsels war der alte Formziegelmeister offenbar nicht mehr am Ort, so daß man sich mit dem ungeschickt gearbeiteten Sockelpaar behelfen mußte. Die ursprünglich als westlicher Abschluß geplanten Pfeiler scheinen einfach an der neuen Westwand neu versetzt worden zu sein.
- 27 Hier scheint es nach dem Krypteneinbau auch zu einer Erhöhung und spätromanischen Umgestaltung der Ostteile gekommen zu sein, wovon jedoch nach den spätgotischen Umbauten nur noch geringe Spuren zeugen (Köpping 1987, S. 164).
- 28 Riedel A VIII, S. 181 für 1295 sowie nach Regesten im Domstiftsarchiv Brandenburg.
- 29 Die Weihe des Augustinus-Altars im Jahre 1353 (Paul Eichholz, Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg, Berlin 1912, S. 256 nach einer ehem. vorhandenen Inschrift) bezeichnet möglicherweise das Ende der Arbeiten. Das Rippenprofil ist durch eine Putzschicht überdeckt.
- 30 Dienststumpf in der Südwestecke des nördlichen Querhausarmes, Schildbogen an Westwand des südlichen Querhausarmes; auch die Chorschranken wohl aus dieser Phase; ebenso damals weiterer Ausbau der Klausur.
- 31 Riedel A VIII, S. 315 f. und S. 357. So z.B. Kurt Meyer, Die Baugeschichte des Doms zu Brandenburg a.H., Diss. TH Charlottenburg 1909, S. 46 f. (weitere Ausbauten und Gewölbe im 15. Jh.), Eichholz 1912, S. 259, Fait 1965, S. 56 (1370/80er Jahre), Horst Drescher, in: Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR. Bezirk Potsdam, Berlin 1979, S. 65 (ab um 1370/80), Lehmann/Schubert in Dehio 1988, S. 149 (nach 1377 bis gegen Mitte 15. Jh.), Joachim Fait, Dom und Domschatz zu Brandenburg, 2. Aufl. München-Zürich 1994, S. 11 (4. Viertel 14. Jh., abgeschlossen mit dem Nordgiebel in der ersten Hälfte des 15. Jh.).
- 32 Fabel vom Fuchs und den Gänsen auf dem linken Gewände, Darstellungen rechts nicht gedeutet, u.a. Baubetrieb erkennbar.
- 33 Vergleichbar auch die im 14. Jh. neu gebaute Kathedrale des polnischen Erzbistums Gnesen; in der Mark Brandenburg und im nordöstlichen Deutschland sonst dagegen westliche Querriegel üblich oder Türme aus übereinandergesetzten Kuben (z.B. Lübeck, Stralsund, Magdeburg).
- 34 Eine andere, jedoch nicht beweisbare Erklärung für das großzügige Projekt und sein Scheitern könnte im Ringen der Bischöfe um Eigenständigkeit liegen, denn unter Kaiser Karl IV. gab es Bestrebungen, deren Landsässigkeit durchzusetzen. Es ist nicht auszuschließen, daß die Landesherrschaft den Weiterbau untersagte und deshalb die großzügige Anlage liegenblieb. Erst später scheint es zu einer Einigung über eine wenigstens provisorische Fertigstellung gekommen zu sein. Darauf könnte sich die Nachricht von 1426 beziehen, als der Kurfürst erlaubte, den Dom an Türmen und Kirchen zu bauen und zu bessern (Riedel A VIII, S. 599).
- 35 Für die Entnahme und Datierung der Proben danke ich Karl-Uwe Heußner.
- 36 Wichtige Anregungen verdanke ich Annette Wigger. Das Epitaph des Bischofs blieb erhalten. Es ragt durch seine künstlerische Qualität unter den zahlreichen anderen Grabmälern und Epitaphien heraus.
- 37 Wentz 1929, S. 101 und 111.
- 38 Noch zu erforschen ist die Rolle des ambitionierten Dompropstes Petrus von Klitzing, der wiederum ein Vertrauter des Kurfürsten war (Hinweis von Annette Wigger). Dies deutet die durchaus komplizierte damalige Situation mit vielschichtigen persönlichen Beziehungen an.
- 39 In den Dombauakten von 1801 findet sich unter den Jahren, in denen größere Restaurierungen stattfanden, auch 1464. Die Herkunft dieser Jahreszahl wird nicht angegeben, vielleicht handelt es sich um eine ehemals vorhandene Inschrift (Hinweis von Andreas Cante).
- 40 Neben den Formen an sich deuten auch die reicheren Profilierungen im Vergleich zum doch höherrangigen Chor auf die spätere Entstehung des Langhauses. Bereits von Meyer (1909, S. 49) wurde die Langhaus-Erneuerung in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert, während Eichholz (1912, S. 252 f.) das 14. Jahrhundert annahm. Im 19. Jh. wurde die Südwand des Langhauses teilweise verändert, dies betraf z.B. das Traufgesims des Seitenschiffs und einige der Maßwerkrosetten (Hinweis von Andreas Cante).
- 41 Vergleichbar die gotischen Ausbauten des Havelberger Doms und der Liebfrauenkirche Magdeburg, beides wichtige Prämonstratenserbauten.
- 42 Auffälligste spätmittelalterliche Baumaßnahme war die Einfügung von Zellengewölben als in Brandenburg neuartiger Bauformen in einem Raum des östlichen Klausurflügels und in der Petrikirche, die damals zur zweischiffigen Halle umgewandelt wurde. Was 1521 passierte, als Bauablässe für den Dom gewährt wurden (Riedel A VIII, S. 486), ist unbekannt.
- 43 Creutz 1988, S. 47 f.

Wechselwirkungen zwischen Dombereich und städtebaulichem Umfeld

Die Lage der Dominsel, in die märkische Seenlandschaft eingebettetes Herzstück der Stadt Brandenburg, macht zugleich den landschaftlichen und städtebaulichen Reiz dieses Stadtteils aus (Abb. 1). Die Wechselwirkung zwischen Dom und Domumfeld im Laufe der Jahrhunderte kontinuierlich zu beleuchten, ist ein schwieriges Unterfangen. Während man dank der archäologischen Untersuchungen über die slawische Besiedlung und deren räumliche Disposition relativ gut informiert ist, gibt es für die Zeit des hohen und späten Mittelalters wenige Anhaltspunkte, die erkennen ließen, in welcher Form sich die städtebauliche Gestalt des Domumfeldes entwickelte. Wir sind hierbei auf die noch verbliebenen Reste der mittelalterlichen Bebauung und auf die schriftlich überlieferten Geschichtszeugnisse angewiesen.

Historischer Ausgangspunkt der heute noch ablesbaren städtebaulichen Entwicklung dürfte die in der Gründungsurkunde des Bistums 948 festgelegte Teilung der ehemaligen slawischen Burg sein. Der nordöstliche Teil der Burg, wohl identisch mit der Vorburg, wurde Kirchenbesitz, während die Hauptburg im Besitz der Markgrafen blieb. Nach abermaliger Eroberung 1157 wurde diese Aufteilung 1161 nochmals durch Kaiser und Papst bestätigt. Der heutige Burgweg trennte die beiden Besitztümer.

Einzigiger Zeuge der spätesten Phase der Bebauung ist heute die Petrikapelle (Abb. 2 und 5). Etwa im Zentrum der jüngsten slawischen Burganlage wurde wohl vor 1150 eine Burgkapelle errichtet, nachdem der letzte Slawenfürst Pribislaw sich unter dem Namen Heinrich hatte taufen lassen. Bereits 1136 wird ein Archipresbyter Oldaricus aus Brandenburg erwähnt und für 1150 ist die Bestattung Pribislaw-Heinrichs in der »Capella in castro Brandenburgensis« überliefert. Die Feldsteinfundamente der heutigen Petrikapelle gehen denn auch, wie Klaus Grebe ermittelt hat, vom jüngsten slawischen Horizont aus. In seiner heutigen Gestalt stammt das Bauwerk im wesentlichen aus dem 14. Jahrhundert. Um 1520 wurde sein Inneres als zweischiffige Halle über drei Stützen ausgebaut und durch ein Zellengewölbe überfangen (Abb. 4). Spuren einer farbigen Außenfassung des Backsteinbaus sind bis heute erhalten. Von der markgräflichen Burg haben sich oberirdisch keine weiteren baulichen Reste bewahrt. 1257 ging der markgräfliche Besitz an den Bischof über. Die Dominsel blieb übrigens bis 1929 in kirchlicher Verwaltung. Die städtebauliche Entwicklung berücksichtigte nach Aufgabe der markgräflichen Burg deren Lage nicht mehr. Die Burggräben wurden verfüllt.

Während die Kernburg also unterging, nahm die bauliche Entwicklung im nordöstlichen Bereich mit der Grundsteinlegung des Domes 1165 einen Aufschwung.

Es ist anzunehmen, daß im Bereich der Vorburg bereits vor 1165 Gebäude bestanden haben. So beziehen sich die wenigen mittelalterlichen Reste des Burghofes vermutlich auf die ehemaligen Randbereiche der Vorburg. Parallel zur Errichtung des Domes in strenger Ostausrichtung wurden auch die Gebäude der Klausur [Ostflügel] errichtet. Wohl um 1300 wurde das Geviert geschlossen, das auch ältere Bauphasen enthält (Abb. 5). Noch aus romanischer Zeit stammen Teile der Mittellängswand des Ostflügels und Teile der sogenannten Spiegelburg, die sich an den Ostflügel anschließt. Sie weisen verschiedene Rundbögen sowie Reste einer Lisenengliederung auf. Der im Endausbau zweigeschossige Kreuzgang faßte die Räumlichkeiten der Klausur zusam-



Abb. 1. Blick auf den Dom zu Brandenburg

men. Im Erdgeschoß des Ostflügels schloß sich die Schatzkammer unmittelbar an den Dom an, es folgten der Kapitelsaal, das Auditorium und das beheizbare Winterrefektorium. Im Obergeschoß befanden sich die Zellen der Prämonstratenser und die Sakristei. Vor dem Ostflügel befand sich der Wirtschaftshof.

Der Nordflügel der Klausur enthielt im Obergeschoß die Bibliothek, im Erdgeschoß eine Wärmestube, das Sommerrefektorium und die Küche, darunter Lagerkeller. Die Räumlichkeiten für Gäste und Konversen befanden sich im Westflügel. Der Westflügel war bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch die mangelhaften Baugrundverhältnisse so marode geworden, daß er abgerissen wurde. An seine Stelle trat 1870 das neue Hauptgebäude der 1725 gegründeten Ritterakademie mit Aula, Klassenzimmern und Internaträumen. Von der Nordwestecke der Klausur führte ein Übergang zur mittelalterlichen Probstei, die bereits im 18. Jahrhundert abgerissen und durch die Domdechanei ersetzt wurde. Ihre Reste kamen bei der jüngsten Restaurierung unter den



Abb. 2. Brandenburg, St. Petri, Ostfassade

Abb. 3. Brandenburg, St. Petri, Nordseite



Kellern des Gebäudes zum Vorschein. Die Lage diagonal zu den Fluchten des heutigen Gebäudes macht deutlich, daß man zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Errichtung der Dechanei eine neue Bauflucht festlegte, um dem Burghof eine klare dreieckige Gestalt zu geben. Die jüngeren Domkurien III und IV, die 1831 und 1852 errichtet wurden, folgen dieser neuen Orientierung.

Bedeutende mittelalterliche Substanz enthält das Gebäude Burghof 5, das heutige Predigerseminar (Abb. 7). Seine Deutung als ehemaliges Hospital des Domstifts, das 1250 errichtet wurde, ist umstritten. Auch das Gebäude Burghof 2, die alte Domschule, ein Neubau von 1725, enthält noch mittelalterliche Substanz. Es handelt sich um die dem Burgweg zugewandte, mit Spitzbögen gegliederte Außenwand des Gebäudes.

Wir verlassen den Bereich der unmittelbaren Domumgebung und wenden uns der übrigen Dominsel zu. Für die städtebauliche Entwicklung sind zunächst zwei wesentliche Faktoren bestimmend:

Im Anschluß an die zweite deutsche Eroberung der Burg wurde die slawische Bevölkerung außerhalb der befestigten Anlagen angesiedelt. Dies geschah zum einen entlang des alten, bereits zu slawischer Zeit bestehenden Weges, der zur Havelfurt an der Altstadt in einem heute angerartig aufgeweiteten Bereich führte. Diese Ansiedlung, heute eine von den Domlinden rechtwinklig abzweigende Stichstraße heißt Domkietz – ehemals kleiner Domkietz (Abb. 6). Seine Bebauung ist sehr heterogen. Bei den älteren Gebäuden handelt es sich um zweigeschossige, einzeln stehende Fachwerkbauten aus dem 18. Jahrhundert. Mit den meisten der Grundstücke sind auch heute noch Fischereirechte auf der Havel verbunden. Es handelt sich um ein Gebiet mit höchstem Sanierungsbedarf, einige Gebäude werden nicht mehr zu retten sein. Der große Domkietz – heute Hevellerstraße – befindet sich, durch die Straße Domlinden abgetrennt, gegenüber dem ehemaligen Wirtschaftshof des Domes. In bogenförmiger Anordnung sind die Grundstücke zur Oberhavel hin orientiert.

Der zweite städtebauliche Faktor ist die Anbindung der Dominsel an die Neu- und Altstadt Brandenburg. Diese Straßenverbindung geht nicht auf die slawische Zeit zurück. Erst im 13. Jahrhundert wurde die Dominsel durch feste Dämme einerseits mit der Neustadt und andererseits mit der Altstadt verbunden. Hierbei nutzte man eine Anbindung, die von der Altstadt in Richtung Nauen führte – den heutigen Grillendamm. Die Neustadt wurde ebenfalls mit einem Damm erreichbar gemacht. Die Straße verlief wohl ursprünglich in direkter Zielrichtung auf das Burgtor. Eine zweite Trasse führte in Richtung auf den Großen Domkietz und den Wirtschaftshof zu. Diese zweite Trasse hat im Laufe der Zeit die größere Bedeutung erlangt, sie bildet die Straße Domlinden. In der Folge entstand zum einen die Inselbebauung gegen den großen Domkietz, zum anderen blieb die Haupteinfahrt des Burghofes über die Straße St. Petri erhalten.

Die Straßenrandbebauung der Domlinden stammt heute im wesentlichen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden nur noch zweigeschossige Ersatzneubauten in Formen des sogenannten Heimatstils zugelassen, nachdem

gegen Ende des 19. Jahrhunderts bis zu fünfgeschossige Neubauten in Formen des Historismus die städtebauliche Grundstruktur bereits erheblich beeinträchtigt hatten.

Ein einzig älterer Bauzeuge der Bebauung außerhalb des Burghofes ist mit dem unscheinbaren Gebäude St. Petri 2 erhalten geblieben. Das Haus fällt durch seine ungewöhnliche giebelständige Orientierung auf. Sein Dachstuhl dürfte in das späte 17. Jahrhundert zu datieren sein. Noch interessanter wird das Haus durch einen mit dem genannten Dachstuhl verschränkten weiteren Dachstuhl, der, wie seine Konstruktion mit angebläteten Kehlbalken und kreuzförmigen Verstreibungen vermuten läßt, möglicherweise noch in das 16. Jahrhundert gehört. Eine dendrochronologische Datierung steht noch aus. Dieser ältere Dachstuhl wiederum liegt mit seiner Traufe der Straße zugewandt, allerdings von der Vorderkante des Grundstücks um etliche Meter zurückgesetzt.

Verschiedene Gebäude entlang der Domlinden gehören und gehören zum Domstift und zeugen von dessen ehemals sehr vielfältigen Funktionen. Zu erwähnen sind z.B. das Haus Domlinden 25, die Domkurie VI, 1803 als eingeschossiger Bau mit ausgebautem Mansarddach im Bereich des Wirtschaftshofes errichtet und Hevellerstraße 8, das Domsyndikatshaus, ein Gebäude mit Jugendstil- und Heimatstilelementen. Als weitere Gebäude seien genannt St. Petri 4, das ehemalige Rentmeisterhaus, St. Petri 6, das Dompfarrhaus sowie Domlinden 21, ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert, das Vikars- und Organistenhaus. Das Gebäude Domlinden 23 – heute eine soziale Einrichtung – geht auf das St. Petri-Hospital von 1555 zurück. Der heutige Bau ist ein Neubau aus dem Jahr 1885.

Die Domapotheke, die Gemeindeverwaltung, der Gasthof zum schwarzen Roß, stattliche Wohnhäuser und kleinere Handwerkerhäuser ergänzen das Ensemble. Hervorzuheben ist z.B. Domlinden 28, im Zwickel zwischen St. Petri und Domlinden gelegen, ein Wohnhaus aus der Zeit um 1800 mit stattlicher spätklassizistischer Putzfassade.

Als die Verbindungsdämme zur Neustadt und zum heutigen Grillendamm angelegt wurden, ging es nicht nur um die Errichtung von Verkehrswegen, sondern auch um die Ausnutzung der Wasserkraft. Durch die Dämme wurde die Havel aufgestaut, so daß eine heute als sehr reizvoll empfundene Wasserlandschaft entstand. Auf den Dämmen wurden Mühlen erbaut – sie sind erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt. Noch heute sind die Eingangsbereiche zur Dominsel durch gewaltige Mühlengebäude aus dem späten 19. und 20. Jahrhundert geprägt. Die stattlichen Wohngebäude der Mühlenbesitzer lagen in unmittelbarer Nähe der Industriebauten – wie zum Beispiel die Heidrich'sche Villa von 1907 in reizvoller Wasserlage.

Die sinnvolle Nutzung der jetzt überwiegend leerstehenden Mühlen ist gegenwärtig eines der vordringlichen städtebaulichen und denkmalpflegerischen Probleme auf der Dominsel. Der Ankauf der zur Altstadt hin orientierten Burgmühle durch die Landesentwicklungsgesellschaft läßt hoffen, daß eine qualitätvolle neue Nutzung für diese Industriedenkmale gefunden werden kann.

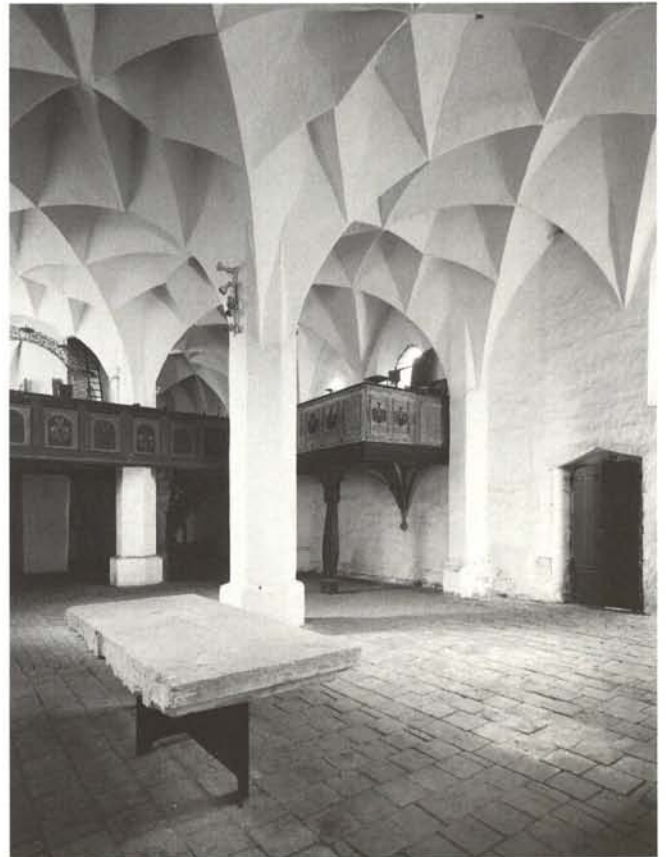


Abb. 4. Brandenburg, St. Petri, Blick zur Empore

Abb. 5. Brandenburg, Domklausur von Osten





Abb. 6. Brandenburg, historische Aufnahme des Domkietz

Die Straße Domlinden ist heute die am meisten durch PKW-Verkehr belastete innerstädtische Erschließungsstraße. Der einst eher beschauliche Stadtteil wird durch den Verkehr stark beeinträchtigt. In den letzten Jahren sollte sogar durch eine Asphaltierung der Straßencharakter noch weiter verändert werden. Dies konnte im letzten Moment durch die Einwirkung der Denkmalpflege nach heftiger Auseinandersetzung verhindert

werden. Durch den Ausbau des sogenannten Zentrumsrings um die historische Innenstadt ist zu erwarten, daß dem städtebaulichen Charakter der Dominsel nach der Jahrtausendwende wieder mehr entsprochen werden kann. Die Verkehrsbelastung wird dann erheblich abnehmen. Die Wechselwirkung zwischen Dombereich und städtebaulichem Umfeld wird dann wieder stärker in den Vordergrund treten.

Abb. 7. Brandenburg, Predigerseminar



Zu Ursprung und Bedeutung des romanischen einschiffigen Gründungsbaus des Brandenburger Doms

Der Gründungsbau des Brandenburger Doms, zu dem nach zeitgenössischer Überlieferung Bischof Wilmar und das aus der Prämonstratenserkanonie St. Gotthardt auf dem rechten Havelufer hervorgegangene Domkapitel am 11. Oktober 1165 den Grundstein legten,¹ vertritt als kreuzförmiger Saal mit einschiffigem, apsidial geschlossenem Chor ohne Nebenchöre oder Querschiffapsiden einen Typus, der nicht nur unter den deutschen Domkirchen des 12. Jahrhunderts ohne Parallele ist, sondern sich ebenso auffällig von der dreischiffigen Grundform zeitgenössischer Prämonstratenserstiftskirchen abhebt, insbesondere auch solcher, die wie der Dom im Rekuperationsgebiet des ostelbischen Markengürtels entstanden und regelmäßig als kreuzförmige Basiliken mit mehrteiligem oder zur Mehrteiligkeit tendierendem Ostabschluß angelegt sind.² Gründe für die ungewöhnliche Typwahl des Doms von 1165 hat man daher in Sonderbedingungen der Anfangslage des Bistums bei seiner Wiederaufrichtung Mitte des 12. Jahrhunderts vermutet. Joachim Fait verstand das einschiffige Gebäude als missionskirchlichen Zweckbau, dem in einem weithin noch heidnischen Gebiet erst Ende des 12. Jahrhunderts der repräsentative Domumbau zur spätromanischen Basilika folgen konnte.³ Demgegenüber deutete Ernst Badstübner die Wahl des kreuzförmigen Saalbaus als kirchenpolitisch motivierte Rezeption einer Bauform aus der Frühzeit des 948 von Otto I. gegründeten Bistums, deren Wiederverwendung die reichsunmittelbare Stellung des Bistums gegenüber der erstarkenden Territorialgewalt hervorheben und legitimieren sollte.⁴

Das vom Deutschen Nationalkomitee des ICOMOS Anfang Dezember 1996 veranstaltete Kolloquium zum Brandenburger Dom gab Gelegenheit, sich erneut mit der Entstehung seines Erstbaus und dessen geschichtlichen Voraussetzungen auseinanderzusetzen.⁵ Doch ist jetzt der Ansatz der Überlegungen ein anderer. Im Mittelpunkt steht nicht mehr die Frage, wie der Dom als kreuzförmiger Saal zu verstehen ist, sondern ob sich die Rezeption dieses Bautyps überhaupt auf das Domvorhaben beziehen läßt und wenn nicht, wodurch sie dann veranlaßt worden sein könnte?

Bei einer Untersuchung dieser Frage ist zunächst auf den überlieferten Baubestand zurückzugehen, um zusammenzustellen, was sich bisher über den Erstbau nach seiner allgemeinen Gestalt aussagen läßt, und gegebenenfalls im einzelnen über Art und Weise seiner Ausführung und Gestaltung Aufschluß zu gewinnen, worin er als historisch konkreter Sachverhalt gegeben ist und in Beziehung zu anderen Sachverhalten gesetzt werden kann. Zu erörtern ist weiterhin, inwiefern die

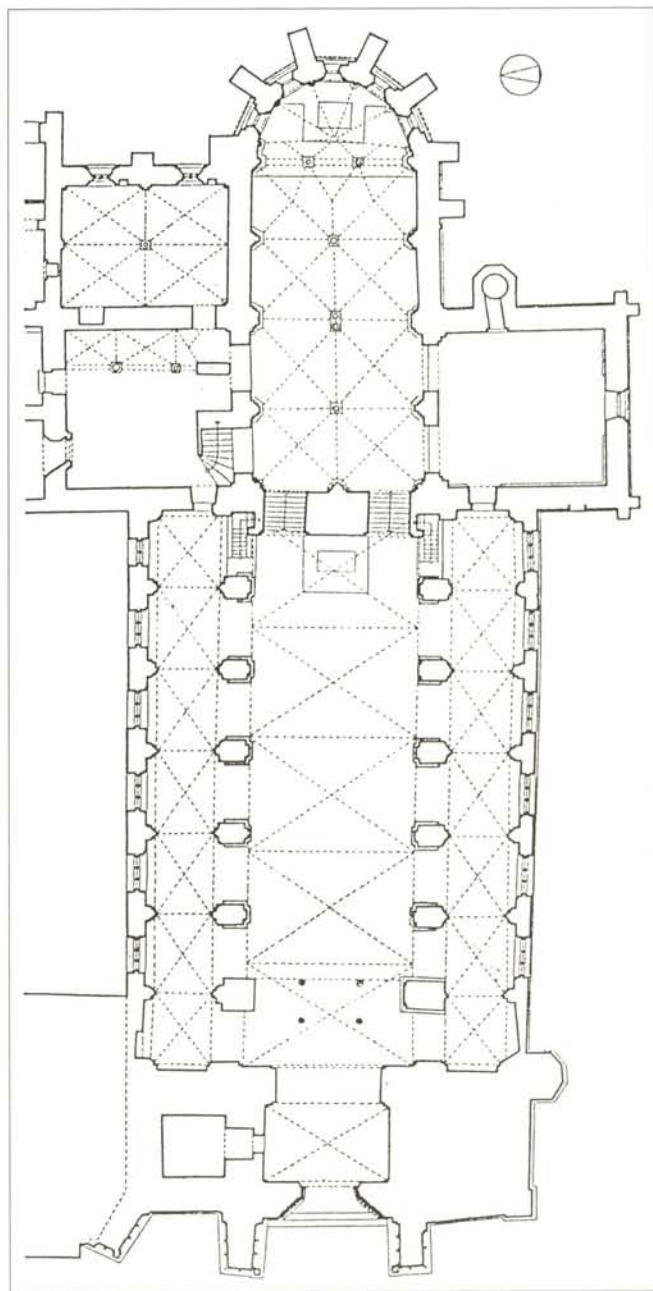


Abb. 1. Dom zu Brandenburg, Grundriß

Rezeption des Kreuzbaus in einer der angenommenen Bedeutungen eine Stütze in der konkreten geschichtlichen Situation des Brandenburger Bistums und seines Dombaus findet, und wenn nicht, ob sich macht- und rezeptionsgeschichtliche Voraussetzungen für einen neuen Erklärungsvorschlag nachweisen lassen.

Der im spätgotischen Umbau des 15. Jahrhunderts noch weitgehend erhaltene romanische Dom (Abb. 1) war in seiner entwickelten spätromanischen Gestalt eine flachgedeckte kreuzförmige Pfeilerbasilika mit ausgeschiedener quadratischer Vierung, vierungsgleichen Kompartimenten für Querschiffarme und Chor, mit eingezogener Hauptapsis aber ohne Querschiffapsiden sowie doppeltürmig angelegtem Westbau mit einer Vorhalle zwischen den Türmen. Im Zusammenhang mit dem nachträglichen Einbau einer offenen Hallenkrypta unter Vierung, Chor und Apsis wurde der rechteckige doppelgeschossige Anbau an der Ostseite des nördlichen Querschiffflügels hinzugefügt, der im Erdgeschoß die sog. Bunte Kapelle enthält und darüber, entsprechend dem mit dem Krypteneinbau angehobenen Chorniveau, die neue Sakristei.⁶

Daß außer Krypta und Querschiffannex auch das basilikale Langhaus mit dem Westbau dem späteren Umbau

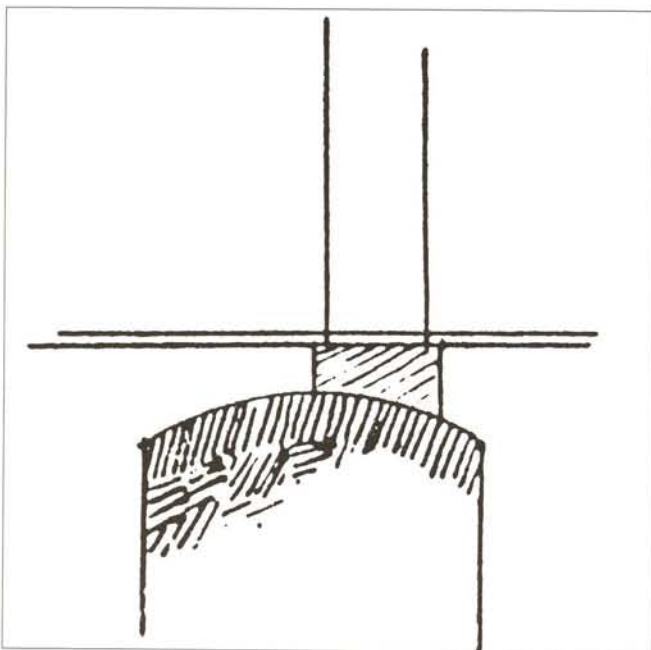


Abb. 2. Befundskizze von 1801 einer Fundamentuntersuchung des Doms zu Brandenburg am südöstlichen Mittel-schiffspfeiler; Domarchiv Brandenburg, Bauakten

angehören, ist an der Westseite beider Querschiffflügel innerhalb der Seitenschiffe zu sehen, wo der Außensockel des Ostbaus jeweils bis zur Vierung weiterläuft und erst nachträglich schmale Durchgänge zu den Querschiffarmen ausgebrochen wurden unter Zerstörung eines Bogens des südwestlichen Querschifffundaments. Lagen demzufolge im ersten Bauzustand beide Querschiffarme in ganzer Ausdehnung gegen das Langhaus frei, war dieses ursprünglich einschiffig angelegt in Gestalt eines großen Saals mit kreuzförmigem Ostbau.

Fundamentbeobachtungen im Mittelschiff erhärten diese Feststellung. Bereits 1801 war bei einer durch Mauerrisse in der südlichen Hochschiffwand veranlaßten Fundamentuntersuchung unter dem östlichen Pfeiler der Südarkaden aufgefallen, daß der Pfeiler »auf einem hohlen Erdbogen von einem Stein Stärke« stand, der nicht untermauert und deshalb unter der Last des Pfeilers eingebrochen war (Abb. 2).⁷ Wohl zutreffend

wurde daraus der Schluß gezogen, daß der Architekt der spätromanischen Basilika von der Konstruktion der Fundamente, auf die er die Arkaden seines Mittelschiffs stellte, keine genauere Kenntnis besaß, demzufolge das Fundament auch nicht selbst entworfen haben konnte. Andernfalls hätte er vermutlich auf Achsenkongruenz zwischen Grund- und Arkadenbau geachtet, um den Fehler falscher Bogenbelastung zu vermeiden. War aber, so die Folgerung im Untersuchungsbericht, bei Ausführung des Mittelschiffs die nähere Kenntnis seiner Fundamente bereits verloren gegangen, muß zwischen dem Einbringen der Grundmauern und der Aufführung der Basilika eine längere Zeitspanne verstrichen sein. Auch wurde damals bereits mit der Möglichkeit gerechnet, daß, statt oberer Pfeiler, nach der ursprünglichen Planung »auf die unteren Pfeiler ... volle Mauern zu stehen kommen« sollten.

Beobachtungen am nördlichen Arkadenfundament während der 1961-64 durchgeführten baukonstruktiven Sicherung haben diese Beobachtungen im wesentlichen bestätigt. Bis auf das westliche Joch wurden die Fundamente beider Arkadenreihen abschnittsweise freigelegt, leider jedoch nicht systematisch aufgenommen und untersucht. Doch lassen schon die bei Voruntersuchungen gemachten Feststellungen das Schema des konstruktiven Aufbaus erkennen (Abb. 5).⁸ Danach ist das im oberen Teil durchgehend massiv gemauerte Fundament ab ca. 2,0 m Tiefe unter Pfeilerbasis in ca. 4,0 m breite Mauerblöcke und dazwischen gespannte Segmentbögen von durchschnittlich 2,2 m Spannweite aufgelöst. Die gemessene Gesamttiefe des Fundaments betrug 4,90 m. Wiederum waren einzelne Bögen unter der Last darüber stehender Arkadenpfeiler eingebrochen, was allerdings durch keine Veränderung der Pfeilerstellung hätte vermieden werden können, schließen doch die breiten und unregelmäßig starken Mauerblöcke zwischen den Fundamentbögen Achsenkongruenz mit einer darüber stehenden Arkadenreihe von vornherein aus. Auch nach diesem Befund rechnete die Fundamentkonstruktion des Mittelschiffs im Aufgehenden offenbar mit den kontinuierlichen Mauerzügen der Außenwände eines Saals.⁹

Leider wissen wir nichts genaueres über die Ausdehnung des Langhauses nach dem Erstplan sowie die Form seines Westabschlusses. Lag wie den Ostteilen auch dem Langhaus das Vierungsquadrat als Maßeinheit zugrunde, war es jedenfalls nicht längengleich mit dem basilikalen Mittelschiff, das wegen der vermutlich symbolisch aufgefaßten Siebenzahl seiner Arkaden das runde Mehrfache der Vierungslänge um eine Arkadenachse überschreitet. Der Westabschluß andererseits muß ursprünglich kein Turm gewesen sein, wie allzu selbstverständlich vorausgesetzt wird, sondern kann bei dem gewählten Bautyp und unter bestimmten Rezeptionsbedingungen auch die einfache Form einer Giebelwand besessen haben.¹⁰ Solange jedoch die bauarchäologische Fundamentuntersuchung insbesondere auch im westlichen Mittelschiffsbereich noch aussteht, bleibt diese Frage offen.

Damit sind die Möglichkeiten, eine deutlichere Vorstellung von der Erscheinung des Erstbaus zu gewinnen, aber nicht erschöpft. Denn im erhaltenen Bestand zeichnen sich am Übergang vom Querschiff zum Langhaus

markante Unterschiede in Ausführung und Gestaltung ab, die zunächst den Schluß auf einen Werkstattwechsel an dieser Schnittstelle nahelegen. Ostteile und Langhaus hätten somit bereits bei Ausführung des ersten Plans getrennte Bauabschnitte gebildet.

Abweichende Ausführungsweisen werden zunächst im Fundamentbereich faßbar.¹¹ Während der Grundbau des Mittelschiffs trotz Tiefgründung keine ausgesprochene Pfeilerbogenstruktur besitzt, aber auch erkennbar wird, daß die baukonstruktiven Möglichkeiten des hier tätigen Baumeisters begrenzt waren, er wohl deshalb der Tragfähigkeit massenauflösender Konstruktionen mißtraute, wie die im Verhältnis zur Breite der Mauerblöcke geringe Spannweite der alternierenden Bögen verrät, zeugt die Fundamentbehandlung in den Ostteilen von routinierter und hoher Professionalität. Das Konstruktionsprinzip der östlichen Fundamente beschreibt ein Bericht des nachmaligen Baurats Stappenbeck, der unter K. F. Schinkel als Bauführer die Wiederherstellungsarbeiten von 1834–36 leitete.¹² Danach wurden die Ostteile über einem Backsteinfundament aus Pfeilern und dazwischen eingespannten weiten Bögen errichtet. Die Anordnung dieser gerüstartigen Konstruktion zeigte an den damals untersuchten Abschnitten einen deutlichen Bezug auf Last und Gliederung der darüber aufgehenden Bauteile. So standen die seitlichen Chorwände auf je einem Bogen von etwa 25 Fuß Spannung. Dagegen wurde die hohe zweiachsige Giebelmauer des südlichen Querschiffarms mit zwei Bögen zwischen drei Pfeilern von etwa 1,5 m im Quadrat unterfangen. Davon setzte der mittlere Pfeiler bei 9 1/2 Fuß (ca. 2,9 m) unter Erdniveau auf tragfähigem Sandgrund auf. Noch einen halben Meter tiefer reichte der südwestliche Eckpfeiler herab, der auf einer Schicht schwarzer (mooriger) Erde stand, in der sich die Überreste einer Pfahlgründung fanden. Das Nachgeben der zerstörten Pfahlgründung, möglicherweise als Folge einer bereits im Spätmittelalter eingetretenen Senkung des Grundwasserspiegels, könnte eine der Ursachen für die gefährdete Standsicherheit des südlichen Kreuzarmes gewesen sein, dessen absehbarer Einsturz 1854 nur durch Nachgründung und Ersetzung größerer Teile der Umfassungsmauern zu vermeiden war.¹⁵

Die Konstruktion der östlichen Fundamente aber ist nicht nur versiert entworfen, sondern zeugt auch von technisch perfekter Beherrschung der Backsteinbauweise. Werkleute solcher Qualifikation waren Mitte des 12. Jahrhunderts an der Ostgrenze des Reiches schwerlich zu finden, in einem Gebiet, das sich gerade erst anschickte, technisch-konstruktive Erfahrungen mit größeren Backsteinbauten zu sammeln. Man muß den entwerfenden Baumeister und wohl auch unter ihm tätige Werkleute von weiter entfernt in diese entlegene Gegend berufen haben. Dagegen könnte die Werkstatt, die das Mittelschifffundament legte, bereits aus der näheren Region gekommen sein.

Auch in der Formgebung der Kämpfer der Vierungspfeiler, des einzigen Beispiels baudekorativen Schmucks, das vom Erstbau erhalten ist, stehen sich zwei gegensätzliche Auffassungen gegenüber, die unter dem westlichen Vierungsbogen aufeinandertreffen (Abb. 4/5). An den östlichen Pfeilern sowie den östlichen Abtreppungen der westlichen setzen die Kämpfergesimse, die der

Kreuzform der Pfeiler und ihren rechteckigen Vorlagen folgen, mit gedrängter Profillfolge einen knappen Horizontalakzent. Demgegenüber ist an den seitlichen Vorlagen der westlichen Vierungspfeiler die Kämpferbasis bei gleichbleibender Lage der Oberkante um jeweils zwei Schichten nach unten versetzt, so daß unvermittelt die Kämpferhöhe auf annähernd das Doppelte anwächst. Gleichzeitig geht die Profilierung in eine rhythmisch gedehnte Folge aus Prinzipalgliedern und zarten Zwischenplättchen über. Die Kämpfer richten sich gleichsam auf, nehmen den würdebetonten Charakter einer Pfeilerkrone an. Singulär erscheint beim nordwestlichen Pfeiler an der abschließenden Schmiegung seines Kämpferprofils ein flach aufgelegtes Blattrankenmotiv. Die hohe Kämpferform, in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts auch in Sachsen verbreitet, hat ihre nächstliegende Entsprechung zu Brandenburg an den Vierungspfeilern der Prämonstratenserkirche Jerichow, so verschieden die

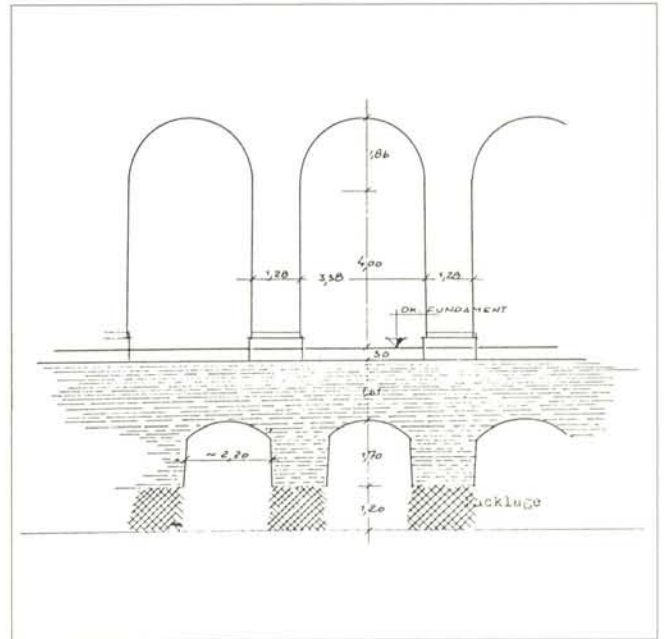


Abb. 3. Schemaskizze des nördlichen Mittelschifffundaments, aus der statischen Berechnung des Sicherungsprojekts von 1962, Domarchiv Brandenburg

Formgebungen im einzelnen sind. Das mag Zufall sein, könnte aber auch von einer ersten, in dieser Phase noch flüchtigen Berührung beider Bauhütten zeugen.

Wie dem auch sei, aus der jüngeren Form der Kämpferbehandlung spricht eine ausdrucksvollere, wie in Jerichow regional bedingte Gestaltungsauffassung, die sich der vorausgehenden, knapp und funktionell formulierenden Art betont entgegenstellt. Wie in der Fundamentbehandlung tritt so auch an den Vierungspfeilern im Wechsel der Kämpferformen der markante Gegensatz zwischen funktioneller und bodenständiger Gestaltungsweise hervor. Das aber könnte bedeuten, daß nicht nur die ausführende Werkstatt am Ende des ersten Bauabschnitts abgelöst wurde, sondern auch die Bauherrschaft gewechselt hat. Dieser standen dann insbesondere für konstruktive Aufgaben offenbar nicht mehr die gleichen versierten Kräfte zur Verfügung, doch wandelte sich auch der Anspruch.

Als der Prämonstratenserkonvent von St.Gotthardt auf die Burginsel übersiedelte, muß er einen gebrauchsfähigen Kultbau vorgefunden haben, andernfalls er seine unweit des Doms gelegene alte Stiftskirche zu diesem Zeitpunkt wohl nicht hätte aufgeben können.¹⁴ Dem entspricht der Baubefund. Der Einschnitt in der Ausführung des Erstbaus nach Errichtung der Ostteile ist als Indiz zu werten, daß beim Einzug des Domkapitels 1165 die Ostteile bereits fertiggestellt waren.¹⁵ Denn nur durch dieses Ereignis kann der eingreifende Wandel in Gestaltung und Technik der Bauausführung verursacht sein. Die überlieferte Grundsteinlegung ist demnach auf den Baubeginn des saalförmigen Langhauses zu beziehen.

Kaum bezweifeln läßt sich nun, daß das einschiffige Langhaus auch zu Ende gebaut und eine gewisse Zeit als Dom genutzt wurde, ehe es der Basilika weichen mußte. Wiesen bereits jene statisch folgenreichen Abweichungen in der Konstruktion von Grundbau und Mittelschiffsarkaden auf einen größeren zeitlichen Abstand zwischen Ausführung des Erstbaus und basilikaler Erweiterung hin, zeigt sich solcher auch an der Baudekoration im Gegensatz zwischen dem frühen, noch zeichnerisch sti-



Abb. 4. Dom zu Brandenburg, Kämpfer des nordwestlichen Vierungspfeilers, von Südosten

lierten Rankenornament des nordwestlichen Vierungspfeilers und der plastisch lebendigen Durchbildung der Kämpferfriese der Mittelschiffsarkaden, die einer entwickelten spätromanischen Stilstufe angehören. Außerdem besitzt das Kantenstabprofil der Arkadenpfeiler in dem charakteristischen Motiv der Wechselkante ein gemeinsames Merkmal mit dem spätromanischen Profil der gekoppelten Säulenvorlagen in der nachträglich eingebauten Krypta.¹⁶ Die von Edgar Lehmann für die Mittelschiffskämpfer vorgeschlagene Datierung um 1200 ist überzeugend.¹⁷ Dazu würde die Nachricht passen, daß der Dompropst 1197 um die päpstliche Genehmigung zum Tragen des bischöflichen Ornaments nachsuchte.¹⁸ Der gesteigerte Anspruch an die Erscheinung der präpstlichen Würde könnte sich korrelativ bezogen haben auf das kathedrale Ambiente, das sich mit dem basilikalischen Umbau auch dieser Dom jetzt zulegte.

Somit ergibt sich, daß der einschiffige Erstbau, dessen Ausführung in zwei an der liturgischen Nahtstelle von

Ostbau und Langhaus geschiedene, von unterschiedlichen Werkstattprofilen und vermutlich auch bauherrlichen Ansprüchen geprägte und zeitlich durch das einschneidende Ereignis von 1165 getrennte Abschnitte zerfällt, für wenigstens zwei Jahrzehnte als Dom gedient hat. War seine Planung aber deshalb ursprünglich für einen Dom bestimmt?

Als erstmals Joachim Falt darauf hinwies, daß der Bau wahrscheinlich nach einem einschiffigen Plan begonnen wurde, ging er davon aus, daß das Domprojekt zunächst nur in Gestalt einer schlichten Missionskirche realisiert werden konnte. Für den Bauplan habe man deshalb einen Typus gewählt, der »schon einmal – im 10. Jahrhundert – in rheinischen und westfälischen Beispielen monumental« ausgeprägt gewesen sei. Das Wesen dieses Typs sei charakterisiert durch Einfachheit und »Unkompliziertheit architektonischen Ausdruckes« sowie Verzicht auf Repräsentation.¹⁹

Die Vorstellung eines architektonisch vereinfachten Missionskirchenbaus, angewendet auf die monumentalen Apsidensäule des 10. Jahrhunderts, damit sind die Kirchen des Kölner Pantaleonklosters und Soester Patrokli-

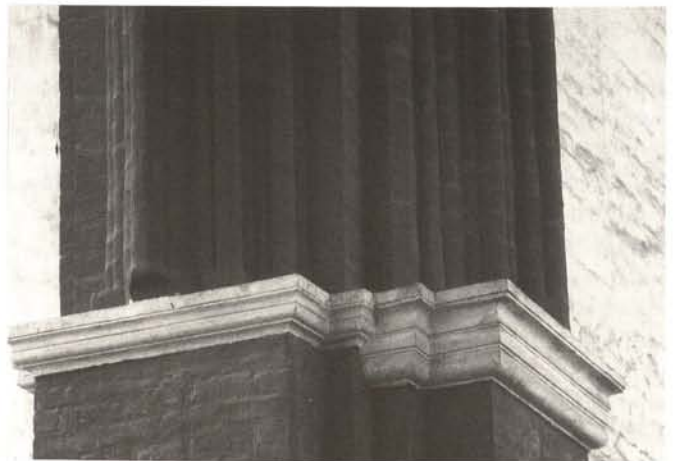


Abb. 5. Dom zu Brandenburg, Kämpfer des südwestlichen Vierungspfeilers, von Nordosten

stifts und deren Nachfolge gemeint, greift jedoch ins Leere. Nach äußerer Dimension und Bauprogramm mit kapellenartigen Querflügeln, Krypta und Westwerk vertreten die Kölner und Soester Kirche den gesteigerten Anspruch der ottonischen Dynastie an den Monumentalbau.²⁰ Bekanntlich wurden beide Kirchen vom Kölner Erzbischof Bruno, dem jüngsten Bruder Kaiser Ottos I. gegründet, der sich, wie später auch Ottos byzantinische Schwiegertochter, die Kaiserin Theophanu, St. Pantaleon zur Grabstätte wählte. In der Formgebung dieser Bauten verbindet sich kaiserliche, aus spätrömischer und karolingischer Wurzel gespeiste Tradition mit Tendenzen der zeitgenössischen Reform im benediktinischen Mönchtum.²¹ Reduktionsorientierte Bestrebungen von dieser Seite haben vielleicht auf die Wahl der Saalform eingewirkt: gewollte Zurücknahme, kein unentwickeltes Vermögen.

Aber auch der Brandenburger Erstbau, soweit sich dessen Planstruktur jetzt fassen läßt, entzieht sich Falts

These. Wie auch alles, was seit dem zweiten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts von Prämonstratensern auf vorge-schobenem Posten östlich der Elbe gebaut wurde an den ersten Stützpunkten der neu belebten Slawenmission.²² In ihren noch unmittelbarer mit Missionsaufgaben verbundenen kreuzförmigen Flachdeckbasiliken mit Westbau und apsidial geschlossenem, von Querschiffapsiden oder Nebenhören flankiertem Chor waren die zeitgemäßen Formen für den Brandenburger Dombau als Kirche eines Missionszentrums vorgegeben, welche die Erstplanung jedoch nicht aufnimmt. So geht auch die Entwicklungslinie der nordostdeutschen Prämonstratenserbauten, die in steter Steigerung und Wandlung des monumentalen Anspruchs und im Bemühen um gültige Formulierungen für Chorpattie, basilikales System und Westabschluß von Leitzkau über Jerichow nach Ratzeburg führt, am frühen Brandenburger Bau vorbei. Hier liegt das eigentliche Problem seiner geschichtlichen Stellung, das es aufzulösen gilt.

Darauf zuerst hingewiesen zu haben, ist das Verdienst Ernst Badstüblers. Das Motiv der ungewöhnlichen Grundrißwahl hat er als singuläres Bedeutungsproblem zu fassen versucht. »Das Abweichen von der Baugestalt, die in Leitzkau und Jerichow noch unter anderen Bedingungen der Expansionsgeschichte entstanden war, (signalisiert) den Willen des Ordens und der aus seinen Reihen hervorgegangenen Bischöfe zur Emanzipation vom weltlichen Herrscher.«²³ Können wir auch dieser These selbst nicht folgen, wird sich doch zeigen, daß der damit eingeführte rezeptionstheoretische Ansatz für die Aufklärung des verwickelten Sachverhalts fruchtbar ist.

Badstübner geht davon aus, daß die Markgrafen ebenso wie Heinrich der Löwe bestrebt waren, in ihrem Machtbereich das Verfügungsrecht über die Einsetzung der Bischöfe mit dem Fernziel einer Mediatisierung der geistlichen Gewalt zu gewinnen.²⁴ Die Sonderlösung der ersten Planfassung führt er deshalb auf die Rezeption eines älteren, vermutlich ottonischen Bautyps oder entsprechenden Äquivalents aus der Gründungszeit des Bistums zurück. Dadurch sollte der Dom zum monumentalen Wahrzeichen der auf königlicher Stiftung beruhenden bischöflichen Rechte werden, das den Anspruch auf deren fortdauernde Geltung trotz zeitweiligen Verlusts des Bistums legitimierte.

Wie Fait vermutet Badstübner das rezipierte Vorbild in den großen ottonischen Apsidensälen. »Das Fehlen der Querhausapsiden und die möglicherweise geplante Saalform des Langhauses haben die naheliegende Vermutung bestärkt, daß mit diesem Typ ein ottonischer Vorgängerbau in monumentaler Ausführung wiederholt sein könnte, und zwar über dem alten Standort.« Obgleich letzteres sich nicht bestätigt habe, da sich der Dom über slawischen Kulturschichten erhebt, ist »damit aber keineswegs ausgeschlossen, daß nicht doch ein älterer Bautyp mit eben dieser Bedeutung rezipiert worden ist. Das Bemühen um Legitimation durch die Wiederholung traditioneller Formen ist ja ein in der Architekturgeschichte immer wieder zu beobachtendes Motiv.«²⁵

Da Badstübner seine These nicht näher begründete, kann hier nur auf deren Hauptaspekte eingegangen werden:

1. Konnte die dem Bischof bzw. dem Orden unterstellte Absicht, durch Rezeption eines älteren Bautyps das Zeugnis des monumentalen Wahrzeichens zur »Emanzipation von der weltlichen Herrschaft« einzusetzen, ihren Zweck erfüllen, wenn ein prägendes ottonisches Architekturmotiv wiederholt wurde? Das erscheint höchst fraglich im Hinblick auf den inneren Zusammenhang der ottonischen Denkmäler mit dem von den Reformern bekämpften Eigenkirchenwesen, dessen vornehmster, jetzt aber anstößiger Ausdruck die im sog. ottonisch-salischen Reichskirchensystem verankerte königliche Kirchenherrschaft bildete. Eine solche Rezeptionsentscheidung hätte das Selbstverständnis des Ordens berühren können, vielleicht sogar müssen. Denn wie sehr das Zeitalter in Fragen der richtigen Bautypwahl gerade durch das Wirken der Reformorden sensibilisiert war, ist bekannt.²⁶ Wie groß denn auch der Autoritätsverlust bestimmter spezifisch ottonischer Architekturformen an idealer, prägender Wirkung seit dem Investiturstreit gewesen ist, läßt sich u.a. daran ersehen, daß die vermeintlich rezipierten Apsidensäle seit Anfang des 12. Jahrhunderts durch Umbauten bis zur Unkenntlichkeit verändert und erst in unserer Zeit unter Aufbietung beträchtlichen archäologischen Scharfsinns als solche wiederentdeckt wurden.²⁷ Das allein entzieht der These von Ernst Badstübner den Boden; denn nur ein bekanntes, dem markgräflichen Adressaten noch verständliches Vorbild zählte bei dem gedachten Zweck.

2. Konnte ferner ein Typ wie der Brandenburger Erstbau, durch Grundriß und schlichte Aufrißbildung ausgewiesen als reformnahe Reduktionsarchitektur unter demonstrativer Ablehnung traditionell herrschaftsnaher und repräsentativer Formen, tatsächlich Mitte des 12. Jahrhunderts als überzeugendes Wahrzeichen reichsfürstlichen Ranges in Anspruch genommen werden? Auch das muß bezweifelt werden. Seit den mit kaiserlicher Förderung unternommenen Umbauten der Dome in Speyer und Mainz war der Entwicklung reichsfürstlicher Baurepräsentation auch im norddeutschen Raum eine andere Richtung gewiesen, der sich hochgestellte Adelsstifte anschlossen. Mit dreischiffiger Langhauserweiterung und Einwölbung über säulenartigen Vorlagen bietet der 1166 geweihte Umbau der Soester Patroklikirche dafür ein Beispiel, dem fast zeitgleich der basilikale Umbau von St. Pantaleon folgte.²⁸

Läßt sich indessen das ganz ungewöhnliche Abweichen von in der Praxis sonst selbstverständlich befolgten allgemeinen Anforderungen an ein kathedrales Bauprogramm weder aus Gepflogenheiten der prämonstratensischen Mission erklären noch aus einer singulären, kirchenpolitisch motivierten Rezeptionsentscheidung, entfällt auch die gedankliche Voraussetzung, derzufolge die Erstanlage des Doms einen baulichen Repräsentanten des Bistums in einer Sonderlage darstellt, so daß Bischof und Domkapitel als ursprüngliche Bauträger wohl endgültig ausscheiden müssen. Erst nach Baubeginn wurde die auf einen anderen Stifter zurückgehende und für einen anderen Zweck bestimmte Kirche an das Bistum übergeben.

Als Gründer des Erstbaus kommt dann nur in Betracht, wer auf das Eigentum an der Burg nach dem Tod des letzten Hevellerfürsten 1150 eine legitime Anwartschaft

besaß und durch faktische Besitzergreifung auch geltend machen konnte. Sieht man von jenem Jakzo ab, der in den 50er Jahren sich der Burginsel vorübergehend bemächtigte, bereits 1157 aber zur Aufgabe gezwungen wurde,²⁹ und läßt man auch den bischöflichen Anspruch auf Rückgabe des alten Kathedralsitzes auf der Insel einmal beiseite, der erst seit 1161 nach dem Amtsantritt Bischof Wilmars aktiv betrieben wird,³⁰ so verbleiben ein königliches und das markgräfliche Anrecht. Ersteres beruhte auf der rechtlichen Qualität der Brandenburg als Reichsgut aus altem Königsbesitz, letzteres auf einem offenbar auch vom Reich anerkannten Erbvertrag mit dem letzten Hevellerfürsten sowie auf der Rückerobertung der Burginsel nach deren zwischenzeitlichem Verlust.³¹ Wohin die Auseinandersetzung zwischen diesen konkurrierenden Ansprüchen führte, interessiert hier nur hinsichtlich der tatsächlichen Besitzergreifung von der Inselburg, insbesondere von dem Bereich, wo der als Dom überlieferte Bau steht, während das räumlich getrennt liegende Zubehör insbesondere auf dem rechten Havelufer, aus dem die Altstadt Brandenburg hervorging, außer Betracht bleiben kann. Erwähnt wurde schon, daß sich der Dom nicht über der Stelle des ottonischen Vorgängers erhebt. Nun liegt der neue Standort aber über einem Abschnitt des schon im 11. Jahrhundert verfüllten Grabens der ehem. Hauptburg,³² mithin auf einem Geländeabschnitt des engsten Kernbereichs, den der Erbe der hevellerschen Herrschaft vor allen anderen Bestandteilen der Burg für sich beanspruchen mußte. Daß diese Annahme die tatsächlichen Machtverhältnisse auf der Burg trifft, ist einerseits negativ belegt, insofern der königliche Burggraf auf der Insel handelnd nicht in Erscheinung tritt.³³ Besonders augenfällig wird das bei der Bildung eines geistlichen Immunitätsbezirks auf der Insel als Voraussetzung für die Übersiedlung des Domkapitels und damit auch der Rückkehr des Bistums an den alten Sitz. Sie bedurfte auf weltlicher Seite nur der Einwilligung der Markgrafen, von einer Mitwirkung des Burggrafen dagegen ist keine Rede.³⁴ Positiv zeigt sich die Durchsetzung des Besitzanspruchs der Markgrafen in diesem Kernbereich neben der in ihrer Einwilligung erkennbaren Verfügungsgewalt insbesondere an ihrem rechtlich unbestrittenen Eigentum an der Burgkapelle.³⁵ Wie eng Besitz der Burgkapelle und Verfügungsgewalt über die Kernburg zusammenhängen, zeigt die Geschichte der späteren Eigentumswechsel der Kapelle. Als die Burg von den Markgrafen in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts endgültig dem Bischof überlassen wird, geht auch die Kapelle in dessen Besitz über; das gleiche wiederholt sich Anfang des 14. Jahrhunderts, als der Bischof sich nach Ziesar zurückzieht und die Kapelle jetzt dem Domkapitel übereignet.³⁶ Der Besitz der Kapelle und die Verfügungsgewalt über die Kernburg sind demzufolge voneinander nicht zu trennen. Verwunderlich ist das nicht, verkörperte doch die Kapelle nach mittelalterlicher Auffassung den Bund mit der himmlischen Macht der Heiligen, in deren Hände die Kapelle und mit ihr das Heil des Burgherrn und seiner Familie gelegt war.³⁷ Zudem gab es einen wichtigen rechtlichen Grund für die feste Bindung des Kapellenbesitzes an die Burgherrschaft. Nach ' als einwandfrei anerkannter Überlieferung der Brandenburger Bistumschronik hat

Markgraf Albrecht in der alten Burgkapelle, dem Vorgänger der heutigen Petrikapelle, den letzten Hevellerfürsten und Erblasser seiner Landesherrschaft beisetzen lassen.³⁸ Das Besitzrecht an dieser Grablege verbürgte aber symbolisch die Legitimität der Erbfolge, wie im Umkehrschluß nur der legitime und auch tatsächliche Inhaber der vererbten Herrschaft unbestrittener Besitzer der Kapelle sein konnte.³⁹

Daher kann nicht mehr bezweifelt werden, daß die Verfügungsgewalt über die Burginsel rechtlich und faktisch den Markgrafen zustand, bis sie selbst diese aufgaben. So kommen auch nur sie als Gründer des Erstbaus des späteren Doms infrage. Nach den dynastischen Gewohnheiten der Zeit kann Zweck ihrer Gründung nur gewesen sein, am Stammsitz des jungen Fürstentums, nachdem die Markgrafen jetzt ihren Herrschaftstitel trugen, auch das Hauskloster mit der markgräflichen Grablege zu errichten.⁴⁰ Den Grundstein dafür könnte Markgraf Albrecht 1158 nach seiner Rückkehr von der Pilgerfahrt ins Heilige Land gelegt haben, die er im Anschluß an die erfolgreiche Wiedereroberung der Burg unternahm.⁴¹ Ob es sich allerdings im engeren Sinne um ein Kloster oder Stift handeln sollte, ob weibliche oder männliche Insassen vorgesehen waren, läßt sich dem Grundriß nicht absehen. Beide Varianten sind denkbar. Weshalb die Markgrafen das begonnene Projekt dann nicht zu Ende führen konnten oder ob die Vereinbarung über ihren Verzicht die Erhebung des Gotthardtkonvents zum Domkapitel unter Übergehung älterer Leitzkauer Rechte einschloß, sind nur einige der offenen Fragen, denen nachzugehen dem Historiker vorbehalten bleibt.

Welche Gründe über die Wahl der reinen Kreuzform für die mutmaßliche fürstliche Grablege in Brandenburg entschieden, läßt sich noch nicht hinreichend erklären. Von selbst verstand sich diese Typwahl nicht, wie die Basiliken des wettinischen Hausklosters auf dem Petersberg bei Halle (Augustinerchorherren) oder der 1180 von Markgraf Otto I. gegründeten märkischen Zisterze Lehnin zeigen.

Einschiffige Kreuzform besaßen einige größere Burgkapellen ottonischer Königspfalzen. Die bekanntesten Beispiele bieten Werla bei Goslar und Ingelheim, die letztere in frühstauferischer Zeit wiederhergestellt.⁴² Der Gebrauch dieses Typs konnte demnach im 12. Jahrhundert unter bestimmten Bedingungen wieder zeitgemäß sein. Die im Anfang des Jahrhunderts neugebaute Querfurter Burgkirche (südlich von Halle), die auf ein 1004 vom hl. Brun gegründetes Chorherrenstift zurückgeht, liefert einen Beleg dafür. Obwohl die kleine ottonische Stiftskirche nach den Grabungen von Wäscher und Giesau bereits die aufwendigere Gestalt einer Basilika besaß, wurde für ihre hochromanische Erneuerung die Form des einschiffigen Kreuzbaus gewählt.⁴³ Gründe für die Absage an eine mit Bruns Namen verbundene Haus-tradition sind nicht bekannt. Jedenfalls sollte ein beabsichtigter Neuanfang des Burgstifts, ob durch Reform oder Konventswechsel oder möglicherweise beides bedingt, deutlichen Ausdruck auch in der baulichen Darstellung finden. Also kein Rückgriff auf ein ottonisches Vorbild, sondern Wiederbelebung eines altchristlichen Bautyps von beinahe zeitloser Geltung, getragen vermutlich von der reformgewillten Zeitströmung. Der

Gedanke an einen Zusammenhang der Querfurter Kreuzbaurezeption mit der beginnenden Kreuzzugsbewegung – 1108 erging erstmals ein Aufruf an den ostsächsischen Adel zum Slawenkreuzzug – läßt sich nicht von der Hand weisen. Andererseits weist die im 14. Jahrhundert als burgherrliche Grablege bezeugte Querfurter Kirche auf die alte Verbindung des Kreuzgrundrisses mit dem Bestimmungszweck der Grabkirche⁴⁴ hin. Charakteristisch für diesen im 4. -6. Jahrhundert im inneren Kleinasien ausgebildeten, im westlichen Europa bis ins 12. Jahrhundert weiterlebenden Typ ist die ausgeschiedene Vierung als zentrierende Mitte und deren turmartige Überhöhung. Mit einem achteckigen Vierungsturm steht die Querfurter Kirche in dieser Tradition.

Der Brandenburger Erstbau, der sich von den Burgkapellen durch seine größeren Abmessungen unterscheidet, besitzt nur die ausgeschiedene Vierung, während Anzeichen eines geplanten Turmaufbaus fehlen. Das voraussetzende Interesse an einer turmlosen Variante des Kreuzbaus für Klosterkirchen hat sich mit der monastischen Reformbewegung des 11. Jahrhunderts entwickelt. In Norddeutschland verbreitete sich der neue Typ seit Ende des Jahrhunderts vom westlichen Sachsen her, blieb im einzelnen aber modifikationsfähig. Das wohl älteste, quasi prototypische Beispiel gibt die Kirche des vor 1100 vom Bremer Erzbischof Liemar reformierten und gleichzeitig neubauten Vredener Kanonissenstifts (Abb. 6), das 1085 von Heinrich IV. der Bremer Kirche überlassen war.⁴⁵ Für den Neubau der Vredener Kirche in der demonstrativ schlichten Gestalt eines großen turmlosen kreuzförmigen Saals nur mit Hauptapsis ohne Querschiffapsiden⁴⁶ sind drei Momente charakteristisch: 1. Die alternative Typrezeption, die in Ablehnung alter basilikaler Stiftstradition wie in Querfurt und unter gleichzeitiger Standortverlegung der Kirche erfolgte, so daß sich der reformbedingte Neuanfang auch baulich manifestiert; 2. die Wahl des Kreuztyps für einen Damenkonvent; 3. die Verbindung der Rezeption des Kreuzbaus mit der Bestimmung zur Stiftergrablage.

Die für die neue Richtung kennzeichnende Bereitschaft, seit alters eingewurzelte Bautraditionen einem über allen geschichtlich konkreten Zusammenhängen stehenden Idealgrundriß, hier der reinen Kreuzform, zu opfern, um dem reformerischen Willen zum unbedingten, auf ein fest umrissenes Zukunftsbild orientierten Neuanfang zu genügen, hinterließ in der ersten Hälfte des 12. Jahrhundert auch in Drübeck, dem ehem. reichsunmittelbaren Damenstift am Rande des Ostharzes, ihre Spuren. Drübeck wurde analog Vreden nach Übertragung an das Halberstädter Bistum 1108/10 reformiert.⁴⁷ Die danach begonnene Ersetzung der Basilika des 11. Jahrhunderts durch einen Saalbau kam allerdings über die Errichtung des Unterbaus des mit der Saalrezeption hier verbundenen Westriegels nicht hinaus, und eine durch Abbruch der westlichen Südarkade der alten Basilika bereits entstandene Lücke wurde wieder geschlossen. Der Baubefund der fortlaufenden Außengliederung an der Ostseite des Westriegels innerhalb der heutigen Seitenschiffe stellt jedoch die beabsichtigte Ersetzung der dreischiffigen durch eine einschiffige Anlage außer Zweifel.⁴⁸ Nicht unwahrscheinlich ist, daß diese kreuzförmig geplant war. Da die im

Stift beigesetzte Gründerin aus dem späten 9. Jahrhundert noch im Spätmittelalter als Heilige verehrt wurde, könnte in Verbindung mit der Rezeption des Kreuzgrundrisses auch das Motiv der Stiftergrablage posthum gegeben sein. Eindeutiger erscheint diese Beziehung beim letzten hier anzuführenden Beispiel, der einschiffig kreuzförmigen Prämonstratenserkirche in Sayn aus dem frühen 13. Jahrhundert,⁴⁹ die ihre für den Orden ungewöhnliche Planform, ausgestattet mit einem Vierungsturm, offenbar auch der Bestimmung zur Stiftergrablage⁵⁰ verdankt. Außerdem erweist Sayn, daß gelegentlich auch nördlich der Alpen für männliche Konvente der Kreuzgrundriß rezipiert wurde.

Voraussetzung für die neu aufgekommene, geographisch, zeitlich wie auch hinsichtlich ihrer Träger und Zwecke scharf begrenzte Rezeption des reinen Kreuzgrundrisses war das Wiederaufleben der Kreuzsymbolik innerhalb und im Kontext der monastischen Reformbewegung, was wohl auch eine der Grundlagen für die entstehende Kreuzzugsbewegung bildete. Renate Wagner-Rieger hat auf die Bevorzugung dieses Grundrisses durch die im 11. Jahrhundert entstandenen Reformorden der Kamaldulenser, Vallombrosaner, Kartäuser und

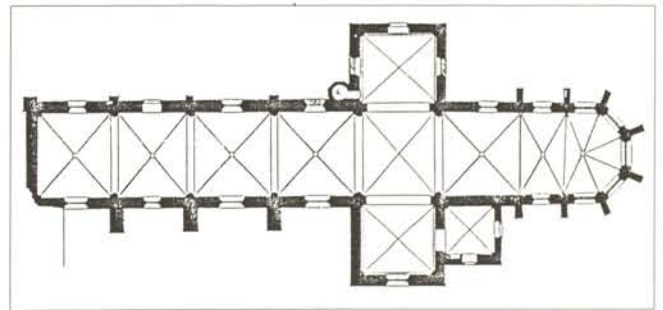


Abb. 6. Vreden, Kanonissenstiftskirche, Grundriß

Grammontenser hingewiesen und in diesem Zusammenhang die Kreuzform als »der Mönchsliturgie besonders entgegenkommenden Bautypus« bezeichnet.⁵¹ In direktem Zusammenhang mit der betonten Hervorhebung des Symbolbezuges steht die entschiedene Reduktion der Baugestalt in schroffer Wendung gegen traditionelle, in der Amtskirche und hochadligen Reichsklöstern gewachsene Baugewohnheiten, der häufig ein demonstrativer Zug zueigen ist. Die Rezeption war dadurch von vornherein auf einen engen Anwendungsbereich festgelegt, wo die Motive der Weltabgewandtheit, Vergänglichkeit und des Endzeitlichen sowie der Erlösungsgedanke gebietend in den Vordergrund traten. Eine Grundrißreduktion solchen Sinngehalts war für einen Dom, nicht erst des 12. Jahrhunderts, ungeeignet, und es waren daher in Brandenburg die besonderen örtlichen Verhältnisse, die trotzdem eine nachträgliche Verwendung für diesen Zweck vorübergehend ermöglichten. Die Übertragung des Kreuzgrundrisses an den neu erworbenen Stammsitz der Askanier erklärt sich vielmehr aus dem genannten Vorsatz, hier das markgräfliche Hauskloster zu errichten, wobei zur Planfindung die durch Quellenzeugnisse belegte reformnahe Gesinnung Markgraf Albrechts die Richtung gewiesen haben dürfte. Sein aufge-

schlossenes Verhältnis zur monastischen Reformbewegung bewies Albrecht nicht nur durch tatkräftige Unterstützung der Bistumswiederherstellung in Havelberg und Brandenburg,⁵² sondern auch als Förderer der in Reform und Slawenmission führenden Klöster östlich des Harzes, vertreten neben Ilsenburg und dem mit Kloster Berge bei Magdeburg in Personalunion verbundenen Nienburg vor allem durch die Prämonstratenserkanonien in Magdeburg, Leitzkau und Jerichow, deren Vogteien sämtlichst ihm anvertraut waren.⁵³ Darüberhinaus gab es Bemühungen von geistlicher Seite, Albrecht als Schutzherrn auch der nordsächsischen Klöster gegen die von territorialen Interessen geleitete Kirchenpolitik Heinrichs des Löwen zu gewinnen,⁵⁴ wie später in gleicher Absicht einem seiner Söhne die Leitung der bremschen Kirche angetragen wird.⁵⁵

Zusammenfassend zeigt sich im Ergebnis unserer Untersuchung, daß der einschiffig-kreuzförmige Erstbau des Brandenburger Doms nicht als Bischofskirche gegründet wurde, sondern wahrscheinlich als Kirche eines Burgstifts (oder Klosters?) mit der Bestimmung zur Grablege der markgräflichen Linie des askanischen Hauses auf ihrer namengebenden Stammburg. Doch aufgrund besonderer Umstände diente diese Kirche, deren Ostteile und Langhausfundamente im überlieferten Bau erhalten sind, nach ihrer Übergabe 1165 an das Bistum noch für gut zwei Jahrzehnte als Dom. In der märkischen Baugeschichte schließt dieser Befund eine empfindliche Lücke, denn erstmals läßt sich in Brandenburg ein Monumentalbau fassen, an dessen Stiftung neben Markgraf Otto I. wahrscheinlich auch dessen Vater Albrecht der Bär, der Gründer der Markgrafschaft Brandenburg, maßgeblich beteiligt war. Neue Gesichtspunkte ergeben sich auch für die Anfänge des Backsteinbaus in der Mark und darüberhinaus in Norddeutschland. Wie sich das Gelingen dieser Klostergründung auf die weitere Entwicklung der märkischen Baukunst ausgewirkt hätte, ist allerdings schwer zu sagen. Nur, folgenlos geblieben wäre sie vermutlich nicht.

Anmerkungen:

- 1 Heinrici de Antwerpe, can. Brandenb., Tractatus de urbe Brandenburg, neu hrsg. und erläutert v. Georg Sello, in: 22. Jahresber. d. Altmärk. Ver. f. vaterl. Gesch. u. Industrie zu Salzwedel, Abt. f. Gesch., Magdeburg 1888, S. 1-53. Fritz Curschmann, Die Diözese Brandenburg, Leipzig 1906.
- 2 Hans Kunze, Die kirchliche Reformbewegung des zwölften Jahrhunderts im Gebiet der mittleren Elbe und ihr Einfluß auf die Baukunst, in: Sachsen und Anhalt, Jahrb. d. Hist. Komm. f. d. Prov. Sachsen u. Anhalt 1, 1925, S. 388-476; Georg Scheja, Die romanische Baukunst in der Mark Brandenburg, Gütersloh 1959.
- 3 Joachim Fait, Die Baugeschichte des Domes und seine Kunstschatze, in: 800 Jahre Dom zu Brandenburg, Hrsg. v. Jürgen Henkys, Berlin 1965, S. 20-48, hier S. 25-26.
- 4 Ernst Badstübner, Klosterbaukunst und Landesherrschaft, in: Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, hrsg. v. Friedrich Möbius u. Ernst Schubert, Weimar 1984, S. 184-259, hier S. 198, 200.
- 5 Der vorliegende Text ist die überarbeitete und stark erweiterte Fassung eines Referats, das am 2. 12. 96 auf der Brandenburger ICOMOS-Tagung gehalten wurde.

- 6 Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg, bearb. von Paul Eichholz (Die Kunstdenkmäler der Prov. Brandenburg II, 5), Berlin 1912, S. 251ff.
- 7 Kurt Meyer, Die Baugeschichte des Domes zu Brandenburg a. d. H., o. O., o. J. (Berlin TH. Diss. 1909/10), S. 11-27, hier S. 20.
- 8 Die Bauakte wird im Domarchiv verwahrt. Klaus Grebe nennt z. T. andere Maße, doch sind diese Abweichungen in unserem Zusammenhang unerheblich. Klaus Grebe, Auf der Suche nach dem ottonischen Dom, in: 800 Jahre Dom zu Brandenburg, hrsg. v. Jürgen Henkys, Berlin 1965, S. 10-19, hier S. 11/15. Ders., Die Brandenburg vor 1000 Jahren, Potsdam 1991.
- 9 J. Fait wie Anm. 2, S. 25; Bei der Beurteilung der Mittelschiffsfundamente ist allerdings deren beträchtliche Schwächung durch spätere Abtragung der oberen Mauerschichten im Umfang von über 1,5 m Höhe zu berücksichtigen infolge einer größeren Bodenabsenkung für den Einbau der halb oberirdischen Krypta, die zur Herstellung eines einheitlichen Niveaus gleichzeitig auch beim Langhausumbau zur Basilika vorgenommen worden sein muß. Auf die Niveauabsenkung wiesen hin: Edgar Lehmann und Ernst Schubert, Brandenburg, Domstift und Dom St. Peter u. Paul, in: Bezirke Berlin/DDR und Potsdam. Bearb. v. d. Abt. Forschung d. Instituts f. Denkmalpflege (Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), Berlin 1985, S. 145 ff.
- 10 Einen Turmabschluß setzt voraus Günther Köpping, Neue Ergebnisse zur Geschichte und zur Gestalt der Gründungsbauten von Dom und Domkloster in Brandenburg, in: Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg, erarb. vom Inst. f. Denkmalpf. Arbeitsstelle Berlin, Weimar 1987, S. 157-170, hier S. 159.
- 11 Darauf wies bereits der spätere Baurat Stappenbeck hin, der 1854 das Gebäude untersuchte, vgl. Anm. 12.
- 12 Zitiert nach KDBrandenburg, wie Anm. 6, S. 235/34, und K. Meyer, Baugeschichte, wie Anm. 7, S. 15.
- 13 1562 stürzte ein Giebel ein, bei dem es sich vermutlich um den südlichen Querschiffgiebel handelte. KDBrandenburg, wie Anm. 6, S. 265.
- 14 Nach den consuetudines der Prämonstratenser durfte die Übersiedlung an einen anderen Ort erst erfolgen, wenn dort ein Oratorium errichtet war; G. Scheja, wie Anm. 2, S. 59. In Sayn wurde 1202 gleichzeitig mit der Stiftung der Prämonstratenserkanonie für den Konvent ein Kultbau geweiht; Rainer Kahsnitz, Die Gründer von Laach und Sayn. Fürstenbildnisse des 15. Jahrhunderts, Kat. Nürnberg 1992, S. 10, 18.
- 15 Einen Baubeginn ebenfalls vor 1165 nehmen aus praktischen Erwägungen an P. Eichholz, wie Anm. 6, und Peter Ramm, Die Klosterkirche Jerichow, Anhang: Zur Baugeschichte des Brandenburger Domes, in: Architektur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, hrsg. v. Friedrich Möbius u. Ernst Schubert, Weimar 1984, S. 158.
- 16 Eichholz, wie Anm. 6, der eine Frühdatierung des Langhauses in unmittelbarem Anschluß an die Errichtung der Ostteile vertrat, verkannte die entwickelte Bildung des Kantenprofils der Arkadenpfeiler.
- 17 Edgar Lehmann u. Ernst Schubert, Brandenburg, Domstift u. Dom St. Peter u. Paul, in: Bezirke Berlin/DDR und Potsdam. Bearb. v. d. Abt. Forschung d. Instituts f. Denkmalpflege (Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), Berlin 1985, S. 145.
- 18 Codex diplomaticus Brandenburgensis, hrsg. v. Adolph Friedrich Riedel, Hauptteil I, Bd. 8, Berlin 1847, S. 122 Nr. 55. S. auch Anm. 28.
- 19 J. Fait, wie Anm. 2.
- 20 Hans Erich Kubach, Albert Verbeek, Romanische Baukunst an Rhein und Maas, Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler, Bd. 1., Berlin 1976, S. 582/95; Bd. 4:

- Architekturgeschichte und Kunstlandschaft, Berlin 1989, S. 595/97. Günther Binding, Matthias Untermann, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1985. 2. Aufl. 1995, S. 80/85. Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen., bearb. v. Friedrich Oswald, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser, (Veröff. d. Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III) München 1966-1971, S. 151/53, 312/15.; Nachtragsbd., bearb. v. Werner Jacobsen, Leo Schaefer, Hans Rudolf Sennhauser (Veröff. D. Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III, 2), München 1991, S. 225/27, 389/91.
- 21 G. Binding, M. Untermann, ebd.
- 22 Wie Anm. 2.
- 23 E. Badstübner, wie Anm. 3, S. 198.
- 24 Diese Auffassung wird von Joh. Schultze u. Helmut Assing vertreten, vgl. J. Schultze, Die Mark Brandenburg, Bd. 1-5, Berlin 1961-69, 2. Aufl. 1989, S. 98f.; H. Assing, Neue Überlegungen zur Entstehung der Altstadt Brandenburg, in: Hansische Stadtgeschichte – Brandenburgische Landesgeschichte (Festschrift Eckhard Müller-Mertens), hrsg. von Evamaria Engel, Konrad Fritze u. Johannes Schildhauer (Hansische Studien 8; Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 26), Weimar 1989, S. 15-28. Ich kann mich ihrer Meinung nicht anschließen, vgl. u. Sp.
- 25 E. Badstübner, wie Anm. 24.
- 26 Edgar Lehmann, Über die Bedeutung des Investiturstreits für die deutsche hochromanische Architektur, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaften 7, 1940, 75-88.
- 27 H. E. Kubach, A. Verbeek, wie Anm. 20, Bd. 4, S. 30/31, 170/75. Vorromanischer Kirchenbau, wie Anm. 20.
- 28 Wie demgegenüber in der ersten Brandenburger Zeit die einfachen Formen des liturgischen und baulichen Dekorums das dem prämonastischen Kapitel gestellte Missionsziel spürbar behinderten, erhellt aus der Begründung des Dompropstes für sein Gesuch um Genehmigung zum Tragen des bischöflichen Ornaments: »Er befinde sich inmitten des schlechten und verirrtten Volks der Slawen, das sich leichter durch ständigen Gottesdienst gewinnen ließe, wenn er mit den entsprechenden Insignien ausgestattet wäre.« Codex dipl. Brandenb., wie Anm. 18. Man braucht nur statt Propst (-er) das Wort Kirche einzusetzen, um die Forderungen an die Ausgestaltung des Baus zu ersehen. Die Übersetzung der Urkunde ist den demnächst erscheinenden Regesten der Urkunden des Domstifts entnommen, deren Bearbeiter, Herrn Domarchivar Wolfgang Schöblier, ich für die bereitwillig gewährte Manuskripteinsicht und vielfältige Unterstützung meiner Arbeiten an dieser Stelle herzlich Dank sage.
- 29 J. Schultze, wie Anm. 24, S. 75 f.
- 30 Fritz Curschmann, Die Diözese Brandenburg, Leipzig 1906. H. D. Kahl, Die Entwicklung des Bistums Brandenburg bis 1165, in: Historisches Jahrbuch, 86, 1966, S. 54/79, hier S. 77/78.
- 31 J. Schultze, wie Anm. 24, S. 76/77.
- 32 Grebe, wie Anm. 8.
- 33 H. Assing, wie Anm. 24, S. 26/7.
- 34 Vgl. den Bericht des Traktats, wie Anm. 1, und die bischöfliche Urkunde von 1166 über die Einsetzung des Gotthardtkonvents in die Rechte des Domkapitels, Codex dipl. Brand. A8, Nr. 19.
- 35 Das Bistum Brandenburg, T. 1, bearb. v. Gustav Abb u. Gottfried Wentz, (Germania Sacra I, 1, 1), Berlin 1929, ND 1965, hier S. 166/7. Michaelis, Geschichte der Petrikapelle zu Dom Brandenburg a. H., in: Festschr. der Ritterakademie zu Brandenburg a. H., Brandenburg 1905, S. 67-92, hier S. 73. G. Sello, wie Anm. 1, hier S. 24.
- 36 Michaelis, wie Anm. 35.
- 37 Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3, 5. Aufl. Tübingen 1986, Sp. 1506 f.
- 38 S. Anm. 35.
- 39 Damit dürfte sich das lange Festhalten der Markgrafen am Besitz der Kapelle erklären, obwohl sie sich wahrscheinlich schon Ende des 12. Jahrhunderts von der Burg zurückzogen. Als ihre Landesherrschaft soweit gefestigt war, daß es keines Legitimitätsnachweises mehr bedurfte, haben sie sich von der Kapelle getrennt.
- 40 Einen vergleichbaren Fall bietet das westfälische Benediktinerinnen-Kloster Ösede, das 1170 von den Herren von Ösede auf ihrer Stammburg gegründet und dessen Kirche gleichfalls über der einschiffigen Kreuzform errichtet wurde. Vgl. Westfalen. Bearb. v. Dorothea Kluge u. Wilfried Hansmann. (Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), München, Berlin 1969, S. 355/6.
- 41 Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause, bearb. v. Hermann Krabbo u. Georg Winter, Leipzig-Berlin 1910/1955, Nr. 289.
- Daß wichtige kirchlichen Stiftungen im Anschluß an eine Pilgerfahrt zu den Heiligen Stätten vorgenommen wurden, war nicht ungewöhnlich. So verfuhr auch Heinrich der Löwe im Falle des Lübecker Doms.
- 42 Günther Binding, Deutsche Königspfalzen (765-1240), Darmstadt 1996. Zu Werla: S. 168-178, zur kreuzförmigen Kapelle S. 171/2. Zu Ingelheim: S. 99-114, zur Kapelle S. 111.
- 43 Hermann Wäscher u. Hermann Giesau, Burg Querfurt. (Forschungen zur Denkmalpflege i. d. Prov. Sachsen, H. 2), Querfurt 1941. Hermann Wäscher, Die Baugeschichte der Burg Querfurt (Schriftenreihe der Staatlichen Galerie Moritzburg in Halle, H. 7), Halle 1956; ders., Feudalburgen in den Bezirken Magdeburg und Halle, Berlin 1962, Bd. 1, S. 179.
- 44 Günter Bandmann, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1951, S. 185 ff.
- 45 Vorromanische Kirchenbauten, wie Anm. 20, Bd. I, 1971, S. 365/65, Bd. II, 1991, S. 441/45; H. E. Kubach, A. Verbeek, wie Anm. 20., Bd. 4, 1989, S. 644/46. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Ahaus, bearb. v. A. Ludorff, Münster 1900, S. 85-86.
- 46 Doch besaß Vreden beiderseits im Winkel von Querschiffmügel und Chor quadratische Anbauten, die allerdings keine Nebenchöre im üblichen Sinne waren.
- 47 Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Grafschaft Wernigerode, bearb. von Heinrich Bergner und Eduard Jacobs, Halle 1915, S. 34-55. Harald Feix, Aus Geschichte und Baugeschichte des Klosters Drübeck, in: Dietrich Kühn, Klosterkirche Drübeck, ein Führer durch Geschichte und Bauwerk, Berlin 1985, S. 4-56. Holger Brülls, Die Klosterkirche zu Drübeck, (Große Baudenkmäler, H. 461), München, Berlin 1996.
- 48 Der nicht zu übersehende Befund hat in der Literatur seltsamerweise keine Erwähnung gefunden.
- 49 Rainer Kahsnitz, Die Gründer von Laach und Sayn. Fürstenbildnisse des 15. Jahrhunderts, Kat. des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 1992, S. 18 ff.; Rheinland-Pfalz. Saarland, bearb. v. Hans Caspary, Wolfgang Götz, Ekkart Klinge (Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler), München, Berlin 1972, S. 87f. G. Binding, M. Untermann, wie Anm. 20, S. 309.
- 50 R. Kahsnitz, wie Anm. 49, S. 19/20.
- 51 Renate Wagner-Rieger, Architektur, in: Hermann Fillitz, Das Mittelalter I, (Propyläen Kunstgeschichte Band V), Berlin 1984, S. 175.
- 52 H. D. Kahl, Die Entwicklung des Bistums Brandenburg bis 1165, in: Historisches Jahrbuch, 86, 1966, S. 54/79, hier S. 77/78.
- 53 Krabbo, Regg., wie Anm. 41, Nr. 126-130, 144, 175/176, 195, 244/45, 261.
- 54 Krabbo, Regg., Nr. 164.
- 55 Das Bistum Brandenburg, wie Anm. 35, S. 26/7.



Der Brandenburger Dom von der Reformationszeit bis um 1930

Die Motive für die Erhaltung von Bauwerken, die Interessen, die sich an ein Denkmal knüpfen, sind bekanntlich ebenso dem historischen Wandel unterworfen, wie Baustile und Kunstentwicklungen. Das ist tröstlich, denn sonst stünde der heute erneut gefährdete Dom schon längst nicht mehr vor uns. Bereits 1828, als Karl Friedrich Schinkel sein viel zitiertes, pessimistisches Urteil fällte, daß der Dom »auf eine sehr lange Dauer nicht mehr Anspruch machen« könne,¹ hatte das Bauwerk mehrere Existenzkrisen hinter sich, zum Beispiel die Reformationszeit.² Damals verlor der Dom seine Funktion als Kathedralkirche eines Bischofs. Stiftskirche blieb er dagegen auch weiterhin, da es dem Domkapitel gelang, sich als Institution zu behaupten.³ Die meisten geistlichen Funktionen des Kapitels gingen freilich an das neue Konsistorium über, das Kurfürst Joachim II. (1555-1571) in seiner Residenzstadt Cölln an der Spree eingesetzt hatte. Auch wurde 1568 die Zahl der Praebenden reduziert. Doch in der gleichen Urkunde, mit der Joachim dies verfügte, forderte er die residierenden Domherren dazu auf, »sich sonderlich vleissig« in den »Divina« zu beweisen.⁴ Wenngleich dies wohl eher weniger beherzigt wurde, änderte sich nichts wesentliches an der Aufrechterhaltung des Chordienstes.⁵ Dieser lag wie zuvor in den Händen eigens dafür angestellter »Vicarii« und »Chorales«.⁶ Liturgisch blieb die Sonderstellung des Doms also weiterhin erfahrbar.

Parallel dazu entwickelte sich der Dom zur Pfarrkirche der Dominsel. Seit 1561 amtierte ein Pfarrer, der zugleich den Vikaren vorstand.⁷ Was sich im Dom ereignete, geschah von nun an – stärker als bisher – unter den Augen einer, wenn auch bescheidenen Öffentlichkeit. Nicht zuletzt bei der Gestaltung des Dominneren mußte darauf Rücksicht genommen werden. Dies ergibt sich aus einer einzigartigen Quelle von 1648, in der Domdechant Maximilian von Schlieben über die Motive für die damals anstehende Umgestaltung reflektiert.⁸ Bis dahin hatten ein an der Westseite der Vierung stehender Teil des Domherrengestühls und das daran befestigte Triumphkreuz den Hohen Chor »wie eine Clause« versperrt und den Blicken der Gläubigen entzogen. Auch akustisch waren die dort abgehaltenen Lesungen, Gesänge und Gebete im Mittelschiff nur schwer verständlich. Wohl deshalb kam es zu einem offenbar nicht verhinderbaren »zu lauff des volcks« in den Hohen Chor, was den auf Exklusivität bedachten adligen Domherren ihr dortiges Gestühl »vnbequemb« erscheinen ließ. Die daraus gezogenen Konsequenzen sind bezeichnend für den Widerspruch zwischen evangelischem Anspruch auf gleichberechtigte Teilnahme aller Gläubigen am Gottes-

dienst und der Widerspiegelung ständischer Unterschiede auch im Kirchengebäude. Einerseits wurden der erwähnte Teil des Chorgestühls, der der Kryptenwestseite vorgelagerte Lettner und der alte Kreuzaltar abgerissen und durch eine breite Treppe zwischen Mittelschiff und Hohem Chor ersetzt, andererseits ließen sich die Domherren im Südosten des Mittelschiffs eine neue Empore bauen, deren Bodenniveau dem des Hohen Chores entsprach. Nicht minder deutlich als vorher wurde dadurch die im wahrsten Sinne des Wortes herausgehobene Stellung der Herren unterstrichen. Zugleich wurde es diesen erleichtert, den gottesdienstlichen Handlungen in *beiden* Raumteilen zu folgen. Es ist nämlich davon auszugehen, daß bereits die Vorgängerin der erhaltenen, 1691 von dem Berliner Bildhauer Martin Caspar Schau⁹ geschaffenen Kanzel an einem der nördlichen Mittelschiffpfeiler aufgestellt war. Die Domherren saßen also an einer in evangelischen Kirchen als besonders komfortabel geltenden Stelle: »der Kanzel gegenüber«.¹⁰

Außer der Sicherstellung einer exklusiven Platzierung des Domherrengestühls im Kirchenraum warf die Umgestaltung von 1648 noch ein weiteres Problem auf: Triumphkreuz und Kreuzaltar-Retabel verloren ihre traditionellen Standorte. In diesem Zusammenhang warnte der Dechant dringend davor, die Bildwerke in irgendeinem »wienckel« abzustellen, d. h. den Augen der Öffentlichkeit zu entziehen. Die Begründung lieferte er gleich mit: »sonsten wurden die leutte sagen ehr wolte die kirche calviniesch machen«. Zu welchen Reaktionen dies führen konnte, lehrte das Beispiel der Residenzstadt Berlin-Cölln. Dort war es 1615 zum Aufstand, dem sogenannten »Berliner Tumult« gekommen, als der Statthalter des kurz zuvor calvinistisch gewordenen Kurfürsten den Dom »von allen Götzenwerch« säubern und in diesem Zusammenhang als erstes das große Kruzifix beseitigen, zerschlagen und in die Spree werfen ließ.¹¹ Die Warnung wurde denn auch beachtet, das Kruzifix auf einem neuen, höher sitzenden Balken angebracht¹² und das Kreuzigungsretabel (wohl damals in die Petrikapelle versetzt). Die Tatsache, daß im Brandenburger Dombezirk vergleichsweise viele vorreformatorische Bildwerke erhalten blieben, war also vor allem konfessionell bedingt.

Hatte der Einbau der großen Treppe im mittleren 17. Jahrhundert eine Zusammenführung der Teilräume Mittelschiff und Hoher Chor bewirkt, so führten Umgestaltungsmaßnahmen im frühen 18. Jahrhundert zu einer erneuten Separierung. Damals – 1705/06 – suchte das Domkapitel seinen Anspruch auf Fortbestand durch die Einrichtung einer Ritterschule zu unterstreichen.¹³ 1707 erhielten die Zöglinge dieser Anstalt ein theaterar-

◁ Abb. 1. Dom zu Brandenburg, Westansicht, Gemälde von Hasenpflug von 1828, Zustand vor der Demontage der Turmspitze 1833

tig ansteigendes, mit konkav geschwungenen Balustraden versehenes Gestühl auf der großen Treppe.¹⁴ Daß die jungen Adligen an dieser Stelle – d.h. mit Blick nach Westen – plaziert wurden, kann als Indiz für die mittlerweile eingetretene, faktische Schwerpunktverlagerung zugunsten des Langhauses betrachtet werden.¹⁵

Zu einem gewissen Abschluß kam die frühneuzeitliche Ausgestaltung des Dominneren in den Jahren 1722 bis 1725. Damals erhielt der Dom eine neue Westempore und die im wesentlichen erhaltene Orgel von Joachim Wagner mit Prospekt von Johann Georg Glume.¹⁶ Zugleich wurde die zuvor kontrastreich weiß und rot gefaßte Architektur mit einer dezenteren Fassung in weiß und gelb versehen. Auch wurden einige Nebentaläre (oder zumindest deren Retabel) entfernt.¹⁷

War der Fortbestand des Domes in ideeller Hinsicht durch alte und neue Funktionen gesichert, so standen seiner baulichen Erhaltung seit langem schier unlösbare statische Probleme entgegen. Bereits 1562 war der Giebel des Südquerarms eingestürzt.¹⁸ Wohl 1665 mußte der vermutlich hölzerne Oberteil des Turms abgetragen werden.¹⁹ Ein massiver Neubau in konservativen Formen erfolgte in den Jahren 1669 bis 1672.²⁰ 1801 zitierte Landbaumeister Kefenstein eine Inschrift mit dem Text »1722 hat Es wollen einfallen«. Sie befand sich »in der Abtheilung des Kirchen-Raums der zum Korn Vorrath für die Dechaney dient«. ²¹ Risse im Mauerwerk und in den Gewölben sowie eine Ablösung der Turmstrebe Pfeiler traten immer wieder auf, wurden aber in der Regel nur kosmetisch behandelt.

In den Jahren 1801 und 1827 brachten punktuelle Fundament- bzw. Baugrunduntersuchungen einige Ursachen der immer wieder auftretenden Schäden ans Licht. So entdeckte man damals, daß zumindest einer der Langhauspfeiler auf einem eingedrückten Fundamentbogen ruhte²² und daß die Fundamente des Südquerarms sowie eines Strebe Pfeilers der Westfassade nicht bis zum anstehenden Sand hinabreichten, sondern im »Moor« steckten.²³ In den Jahren 1854 bis 1856 kam es dann zu einer umfassenden Restaurierung des Doms, die zu den aufwendigsten Anstrengungen dieser Art und Zeit in der Mark Brandenburg gehört. 1827 wandte sich das Domkapitel in dieser Sache an Schinkel, mit dessen Name die Restaurierung bis heute verknüpft blieb.²⁴ In Wahrheit handelte es sich freilich nicht nur hinsichtlich der Bauausführung, sondern auch der Planung um eine typische Kollektivleistung. Schinkel fungierte vor allem in den Jahren vor Beginn der Restaurierung als Gutachter und Ideengeber – wie es scheint, ohne jemals selbst Zeichnungen anzufertigen.²⁵ Dies oblag den Baukonduktoren Pflughaupt bzw. Stappenbeck. Letzterer wurde 1854 mit der speziellen Bauleitung betraut. Er unterstand dabei dem Bauinspektor Heidfeld. Die obere technische Leitung und Revision aller Detailzeichnungen, Anschläge und Rechnungen lag bei Regierungs- und Baurat Redtel, »der administrative Theil des Geschäfts und das Kassenwesen nomine des Dom Kapituls« bei Domherr von Erxleben. Einzelentscheidungen wurden von allen der Genannten getroffen, mitunter aber auch von König Friedrich Wilhelm III., der die Restaurierung durch ein Gnadengeschenk in Höhe von 20 000 Reichstalern überhaupt erst ermöglichte.²⁶

Vorrang hatte zunächst die bauliche Sicherung. So wurden die von der Krypta aus erreichbaren Fundamentbögen der Ostteile instandgesetzt und z.T. neu untermauert, die auseinanderweichenden Obergadenmauern durch Anker gesichert und die Verbindungen zahlreicher Hölzer im Dachwerk wiederhergestellt. Viel Kopfzerbrechen bereitete der Umgang mit dem desolaten Südquerarm. Schinkel schlug vor, den bestehenden Querarm mit neuen, mittels Senkbrunnen fundierten Mauern zu umfassen, die so kräftig bemessen sein sollten, daß sie imstande seien, die alten Mauern zusammenzuhalten.²⁷ Baurat Redtel wollte den Querarm dagegen durch Entfernung von Gewölbe und Giebel so weit erleichtern, daß die vorhandenen Fundamente ihn weiterhin tragen könnten.²⁸ Im Verlauf der Arbeiten zeigte sich dann, daß die Schäden noch gravierender waren als angenommen. So hatte man bei einer früheren Instandsetzung einen großen vertikalen Riß durch Vorsetzen eines Strebe Pfeilers kaschiert und dadurch den Blicken entzogen. Es wurde also umdisponiert und der gesamte südwestliche Teil des Querhauses einschließlich Fundament abgerissen und neu aufgeführt.²⁹ Gestalterische Ambitionen traten dabei in den Hintergrund – entsprechend dem Schinkel'schen Hinweis, daß derartiges am Brandenburger Dom nicht mehr lohnen würde. Ähnliches galt für den neuen Turmabschluß, der eine barocke Turmkuppel mit doppelter Laterne ersetzte. Eine ursprünglich geplante Lösung, die einen von Fialen und diese verbindenden Formsteinbrüstungen umgebenden Spitzhelm vorgesehen hatte,³⁰ kam nicht zur Ausführung. Vergleichsweise aufwendig neugestaltet wurde lediglich die Fassade von Vorhalle und unvollendetem Südturm.

Wenigstens am Rande sei darauf hingewiesen, daß am Brandenburger Dom die auch sonst im frühen 19. Jahrhundert forcierten neuen Baustoffe verwendet wurden. So erhielten die Dächer Kehlen und der neue Turmhelm eine Bekleidung aus Zinkblech.³¹ Bei den Reparaturen an den Dachwerken bediente man sich eiserner Bänder und Bolzen.³² Und um den Formsteinbedarf so gering wie möglich zu halten, behalf sich Stappenbeck an vielen Stellen mit behauenen Mauerziegeln, deren Oberfläche z.T. mit Zementputz überzogen wurde.³³ Auch die Sandsteinbasen und -kapitelle in der Krypta sowie die Kämpfer der Langhauspfeiler wurden mit Zement ausgebessert.³⁴

Die Fassadenarbeiten beschränkten sich übrigens keineswegs auf den Westbau, wo die damaligen Maßnahmen bis heute am deutlichsten ablesbar sind. Auch an der durch ihre mit Maßwerk gefüllten Kreisblenden ausgezeichneten Fassade des südlichen Seitenschiffs wurde gestaltend eingegriffen. Anlaß für die dortigen Arbeiten gaben umfangreiche Bauschäden, u.a. an dem im Spätmittelalter ohne Fundamentierung vorgeblendeten Scheinsockel,³⁵ vor allem aber der Abriß eines Waschauses, das den westlichen Fassadenabschnitt verdeckt hatte. In dem dadurch freigelegten Bereich wurden ein Fenster (anstelle eines offenbar mittelalterlichen Por-

Abb. 2. Dom zu Brandenburg, historische Aufnahme von 1927/28 des Langhauses gen Osten im Zustand von 1891/92 bis 1929 ▷





tals) sowie zwei weitere Kreisblenden eingebrochen. Die Maßwerkfüllungen der neuen Blenden ließ Stappenbeck aus zurechtgehauenen Teilen der mittelalterlichen Friesfüllung zusammenstellen.³⁶ Der aus fünf versetzt übereinander liegenden sog. Deutschen Bändern gebildete Fries ist in dieser Form eine komplette Neuschöpfung.

Bediente man sich am Außenbau aus dem Formenrepertoire mittelalterlicher Backsteinarchitektur, so galt im Innenraum ein anderes ästhetisches Ideal, nämlich das des gotischen Hausteinbaus.³⁷ Dementsprechend fiel die Farbwahl für die Raumfassung aus: ein an Naturstein erinnernder Beigeton.³⁸ Die endgültige Entscheidung darüber traf – auf der Grundlage mehrerer Proben – der verantwortliche Domherr v. Erxleben.³⁹ Ganz ähnlich wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche andere Backsteinkirchen renoviert.⁴⁰ Meist ersetzte eine Fassung »im Steinton« weiße Anstriche des 18. Jahrhunderts, die in einigen Fällen durch gelb oder grau abgesetzte Rippen sowie gemalte Draperien hinter Kanzeln und Epitaphien belebt waren.⁴¹

Von noch größerer Bedeutung für die angestrebte Wirkung war eine rigorose Beräumung des Inneren. Man beseitigte die Empore der Domherren, die Sitzreihen der Zöglinge auf der großen Treppe, das alte Gemeindegestühl, das Triumphkreuz nebst Balken, die noch verbliebenen Nebenaltarmensen sowie einige Epitaphien. Allerdings wurden nur wenige dieser Stücke zerstört oder weggeworfen. Ähnlich wie bereits 1648 war offenbar beabsichtigt, das seitdem erneut in eine »protestantische Predigtkirche« (Langhaus) und einen Ort der Traditionspflege (Hoher Chor) zerfallene Dominnere als Einheit zu gestalten.⁴² Erreicht wurde dies, ebenfalls wie im 17. Jahrhundert, durch den (Neu-)Bau einer unverstellten, monumentalen Treppe zwischen beiden Raumteilen. Die Idee, eine solche Treppe wiederherzustellen, lag offenbar in der Luft: Bereits 1817/19 hatte dies der Kunstreisende Johann Gustav Büsching gefordert.⁴³ Eine Zuschreibung an einen der am Bau Beteiligten ist deshalb kaum möglich. Gleichwohl ist Zucholds Entdeckung von Interesse, daß auch Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.) Zeichnungen zu diesem Thema anfertigte.⁴⁴ Bezeichnend für den Geist der Restaurierung ist die Tatsache, daß Redtel sich mit seinem Vorschlag, die Stufen aus Eichenbohlen herzustellen, nicht durchsetzen konnte.⁴⁵ Als Material wurde vielmehr Sandstein gewählt – analog zum Farbton der Pfeiler und Wände. Angesichts der übermächtigen Treppen-Konzeption blieb Stappenbecks Entdeckung der vermauerten Rundbögen zwischen Krypta und Mittelschiff⁴⁶ ohne Einfluß auf den Fortgang der Restaurierung, bei der es sich eben nicht um die exakte Wiederherstellung eines mittelalterlichen Zustands handelte.

Die übrige Einrichtung ordnete sich dem durch die Treppe unterstrichenen Längszug des Raumes unter. Das neue Gemeindegestühl etwa ließ einen Mittelgang frei. Die Domherren erhielten ein Gestühl, das zwar wiederum gegenüber der Kanzel plazierte, aber nur gering-

fällig aufgesockelt wurde und die Symmetrie deshalb wesentlich weniger störte als die alte Empore. Beide Entscheidungen traf König Friedrich Wilhelm III., dem übrigens auch die Erhaltung der barocken Kanzel zu verdanken ist.⁴⁷ Unter den am Bau beteiligten Architekten war diese Frage umstritten gewesen.⁴⁸

An dieser Stelle ist kurz auf den Umgang mit älterer Malerei und Skulptur einzugehen. Als künstlerisch wertvoll galten damals nur ganz wenige Werke – vor allem die Flügelgemälde des Lehniner Altars. Den übrigen Stücken wurde lediglich ein Altertumswert beigemessen. Neu war immerhin, daß sich dieser nicht mehr ausschließlich auf historisch-genealogisch relevante Inschriften und heraldisch interessierende Wappen erstreckte. Auch als Belege für die Entwicklung der Malerei und Steinmetzkunst, als kunsthistorische Zeugnisse also, wurden die Altertümer nun begriffen. Explizit findet sich dieser Hinweis im Zusammenhang mit der Neuaufstellung der Grabsteine, die im Zuge einer Verfestigung des Bodens aufgenommen und in ungefähr chronologischer Reihenfolge an den Wänden aufgestellt wurden.⁴⁹ Die übrigen Altertümer konzentrierte man im oberen Raum des damals durch Einziehung einer Balkendecke zweigeschossig geteilten Südquerarms, für den sich fortan die Bezeichnung »Antiquarium« durchsetzte.

Ähnlich zwiespältig wie das Urteil über die Ausstattung fiel in den 1820er und 30er Jahren die Beurteilung sowie die historische Einordnung des Bauwerks insgesamt aus. Schinkels Einschätzung ist u. a. jener Passage im Gutachten der Oberbaudeputation vom 10. September 1828 zu entnehmen, aus der oben bereits zitiert wurde: »Sonst halten wir dafür, daß es nicht der Kosten verlohnen würde, im Aeußeren eine bessere Architektur oder eine Vervollständigung derselben über die ganze Kirche ausgedehnt durchzuführen, indem das Gebäude auf eine sehr lange Dauer nicht mehr Anspruch machen kann.«⁵⁰ Indirekt läßt dieses Urteil darauf schließen, daß Schinkel besonders den romanischen Bauteilen wenig abgewinnen konnte.⁵¹ Ganz im Sinne seiner Zeit betrachtete er deren ungegliederte Mauern gar nicht als Architektur. Erst die Gotisierungsversuche des späten Mittelalters verliehen dem Bau in Schinkels Augen einen gewissen ästhetischen Wert.⁵²

Nur wenige Jahre später arbeiteten die wissenschaftlichen Wiederentdecker jenes Stils, den wir heute Romanik nennen, die Bedeutung gerade der ältesten Bauteile des Doms heraus. In der Frage der Datierung kam es dabei zu einer Kontroverse, die sich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzen sollte. Die eine Richtung, damals vor allem Alexander von Minutoli, vertrat die Auffassung, im aufrechtstehenden Bau seien wesentliche Teile des ottonischen Doms enthalten.⁵³ Politisch paßte eine solche Deutung gut ins Konzept. Die Hohenzollern waren nämlich offenkundig darum bemüht, sich als Fortsetzer des ottonischen Erbes darzustellen. Unterstrichen wurde dies u. a. durch die Wahl des 1. Oktober für die feierliche Wiedereinweihung des restaurierten Doms im Jahre 1856. Dabei handelte es sich um den Jahrestag der ottonischen Bistumsgründung. An der Feier nahmen Friedrich Wilhelm III. und andere Angehörige des königlichen Hauses persönlich teil. Darüber hinaus ist überlie-

◁ *Abb. 3. Dom zu Brandenburg, Westansicht, historische Aufnahme von 1927/28, die im wesentlichen dem heutigen, 1834-1836 geschaffenen Zustand entspricht*

fert, daß der König seine besondere Anteilnahme »durch vorherige genaue Anordnung des Kirchenfestes« bekundet habe.⁵⁴

Minutolis Auffassung stieß freilich noch im gleichen Jahr auf Widerspruch. Der Berliner Kunsthistoriker Franz Kugler plädierte nämlich dafür, »die byzantinischen Theile desselben als die Ueberbleibsel der von Bischof Willmar im Jahre 1166 erbauten Kirche zu betrachten«. Mindestens die Säulen der Krypta, die er mit den »spätesten Erzeugnissen des byzantinischen Styles« verglich, datierte er sogar erst ins frühe 15. Jahrhundert.⁵⁵ Mit dem Hinweis auf die Seltenheit von Bauten dieser Stilepoche im Gebiet östlich der Elbe unterstrich jedoch auch Kugler die eminente kunsthistorische Bedeutung des Doms.

Eine bemerkenswerte Parallele hatte diese Schwerpunktverlagerung von der künstlerisch-ästhetischen zur kunsthistorischen Betrachtungsweise in einem Ausbauprojekt, das bereits wenige Jahre nach Abschluß der großen Restaurierung von Domkapitel und König erwogen wurde. Es ging dabei um eine Korrektur des nun als unbefriedigend empfundenen neuen Turmhelms und um eine Fertigstellung des Südturms. Pläne dafür lieferten mindestens Friedrich August Stüler sowie der örtliche Bauinspektor Schneider. Eine wahrscheinlich auf Stüler zurückgehende Planung zeichnet sich durch einen sensiblen Umgang mit der in verschiedenen Bauphasen gewachsenen Substanz aus, an der, bis auf eine Komplettierung des Helms, kaum Veränderungen vorgeschlagen wurden.⁵⁶ Geschah dies auch in erster Linie mit Rücksicht auf die Kosten, so zeugt die Tatsache, daß der Südturm in wohlabgewogener Asymmetrie auf sein Pendant bezogen werden sollte, doch auch von einem weiterentwickelten historischen Verständnis von Architektur. Der damit verbundene Verzicht auf Vereinheitlichung und Monumentalisierung scheint für Stüler keinen entscheidenden Mangel dargestellt zu haben. Mit Hilfe des Kostenarguments konnte er sich offenbar zunächst sogar bei Friedrich Wilhelm IV. durchsetzen, der den Plan genehmigte, obwohl er es vorgezogen hätte, den alten »ähnlich dem neuen Thurme zu halten.«⁵⁷

Im Denken des »Romantikers auf dem Thron« hatte der Brandenburger Dom seit jeher eine wichtige Rolle gespielt. 1854 bezeichnete er ihn als das »verehrte Heiligtum der Marken«.⁵⁸ Und um die gleiche Zeit, in der das Zweiturmprojekt diskutiert wurde, unternahm er einen recht unverhohlenen Versuch, den Dom politisch zu instrumentalisieren. Gemeint ist das Vorhaben, die Preußische Nationalversammlung des Revolutionsjahres 1848 aus dem unruhigen Berlin nach Brandenburg an der Havel zu verlegen. Als Tagungsstätte wurde der Dom ausersehen und entsprechend umgebaut.⁵⁹ Da die liberalen und demokratischen Abgeordneten den Umzug mehrheitlich boykottierten, gelang es freilich nicht, Tagungsfähigkeit zu erzielen. Dies wiederum lieferte dem König einen Vorwand für die widerrechtliche Auflösung der Versammlung am 5. Dezember. So blieb der Dom als Parlamentssitz ebenso Episode, wie das Zweiturmprojekt.

Nicht nur über die Westbau-Gestaltung der 1830er Jahre, sondern auch über die damalige Raumfassung ging die Geschmacksentwicklung schnell hinweg.⁶⁰

Bereits im Juli 1835 – d. h. nur wenige Monate nach der endgültigen Entscheidung über die Farbgebung des Dommeneren – lernte Schinkel auf einer Dienstreise in die Altmark die traditionell backsteinsichtigen Innenräume des Doms und der Marienkirche in Stendal kennen und schätzen. Übertünchung erschien ihm nun als »Mißverständnis«.⁶¹ Im Laufe der folgenden Jahrzehnte trat die »Wiederherstellung des Backsteinrohbaus« – zumindest bei anspruchsvollen Restaurierungen – als neues Paradigma an die Stelle der bloßen Auffrischung des Anstrichs »im [Hau]Steinton«.⁶² Parallel dazu wuchsen die praktischen Erfahrungen im Umgang mit Backsteinbauten und die wissenschaftlichen Erkenntnisse über Spezifika der norddeutschen bzw. märkischen Backsteinarchitektur des Mittelalters. Daß der Brandenburger Dom in diesem Zusammenhang von Anfang an eine wichtige Rolle spielte, wurde schon angemerkt. Dies gilt auch für die Folgezeit. So begann der Architekt und Bauhistoriker Friedrich Adler sein groß angelegtes Werk »Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des Preussischen Staates« wohl nicht zufällig mit der Lieferung über Stadt und Dom Brandenburg.⁶³

Auslöser für die nächste große Restaurierung des Doms waren freilich nicht die veränderten ästhetischen Ideale, sondern erneut statische Probleme. Die Bewegungen des Bauwerks waren mit der Verankerung der Obergadenmauern nämlich nicht zum Stillstand gekommen. Besonders in den westlichen Gewölben des Mittelschiffs zeigten sich spätestens in den 1880er Jahren erneut Risse, die zunächst (1886/87) vom Dachraum aus verzwickelt und mit Zement vergossen wurden.⁶⁴ Das Ergebnis dieser Aktion erwies sich jedoch als unzureichend. Als Reinhold Persius, ein Nachfolger Ferdinand von Quasts im Amt des Konservators der Kunstdenkmäler, 1889 den Dom besichtigte, verlangte er jedenfalls eine nochmalige, gründliche Untersuchung der Gewölbe und legte dem Bauherrn nahe, die unvermeidliche Einrüstung zur Entfernung der Tünche und Wiederherstellung der Wände im »Fugenbau« zu nutzen.⁶⁵

Durchgeführt wurde die Innenrestaurierung 1891/92 unter Leitung des Brandenburger Stadtbaurats Krzyżagórski,⁶⁶ der sich dabei als energischer Verfechter der Persius'schen Vorgaben erwies. In der Frage der Farbgebung folgte er – wie vom Konservator angeregt – dem Vorbild anderer Restaurierungen, vor allem der des Havelberger Doms in den Jahren 1885 bis 1890, die von Persius selbst und von Adler geleitet worden war.⁶⁷ Vermutlich übernahm Krzyżagórski von dort die Idee, nicht nur die vorhandenen Gliederungen rot abzusetzen, sondern den Raum zusätzlich durch gemalte gotische Friese unterhalb der Obergadenfenster zu bereichern. Zur Wiederherstellung des Fugenbaus ist zu sagen, daß darunter keineswegs eine bloße Freilegung der Backsteinoberfläche zu verstehen ist. Vielmehr erhielt diese »der Gleichmäßigkeit wegen« einen dünnen, an der Farbe des Steinmaterials orientierten »Überzug«.⁶⁸ Eine zumindest erwogene Freilegung auch der Mauerflächen unterblieb bezeichnenderweise, da der Verzicht auf eine dicke Schlämme dort ein inhomogenes Bild hinterlassen hätte.⁶⁹

Festzuhalten ist, daß auch die Restaurierung von 1891/92 deduktiv von einer Idealvorstellung ausging.

Konkrete Befunde spielten dagegen eine untergeordnete Rolle. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang fast nur das Aufgreifen der damals wiederentdeckten gemalten Köpfe an den Kappen der Chorgewölbe.⁷⁰

Anders lagen die Dinge, als 1895/96 jener Annexraum des Doms restauriert wurde, den man wegen seiner seit jeher sichtbaren Wand- und Gewölbemalereien als »Blaue Grotte« oder – wie noch heute üblich – als »Bunte Kapelle« bezeichnete.⁷¹ Übertragen wurde die Restaurierung dem Maler August Oetken. Dieser stellte an der unteren Wandzone sowie an Wandvorlagen und Gewölberippen die dekorative spätromanische Malerei wieder her – d.h. er übermalte sie wiederholend. Im Falle der Rippen geschah dies nach Dokumentation und Entfernung einer gotischen Fassung.⁷² An den Gewölbekappen wiederholte er dagegen spätgotische Rankenmalereien. Lediglich die schlecht erhaltenen, ebenfalls spätgotischen figürlichen Malereien der Lünettenfelder verblieben im freigelegten und konservierten Originalzustand, vor allem wohl aus Kostengründen.⁷³ Zu den weiteren Maßnahmen in der Kapelle gehörte die Aufstellung eines aufwendigen, von Hermann Schaper aus Hannover entworfenen Domherrengestühls in neugotischen Formen.⁷⁴ Fortan diente die Kapelle als Raum für die einmal jährlich stattfindenden Versammlungen des Domkapitels. Neben dieser traditionellen Nutzung betonte bereits ein zeitgenössischer Autor, daß die restaurierte Kapelle nunmehr einen »Hauptanziehungspunkt« im Dom bilden werde.⁷⁵ Der Dom begann also offenbar eine Rolle als Objekt des Kunsttourismus zu spielen. Der Fachwelt wurden die Malereien der Bunten Kapelle im Rahmen des ab 1897 von Richard Borrmann herausgegebenen Tafelwerks »Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Deckenmalereien in Deutschland« vorgestellt.⁷⁶

Ähnlich wie 1834 bis 1856 kann auch bezüglich der Restaurierung von 1891/92 von einem »Primat der Architektur« gesprochen werden. Die Ausstattung, um deren Erforschung sich im späten 19. Jahrhundert vor allem Ernst Wernicke verdient gemacht hatte⁷⁷ und deren Reichtum der von Paul Eichholz bearbeitete Inventarband »Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg« 1912 eindrucksvoll vor Augen führte, beeinflusste die Überlegungen zur Gestaltung des Dominneren erst in den 1920er Jahren.

Im Hinblick auf die Brandenburger Tausendjahrfeier verdichteten sich damals die Bestrebungen zu einer erneuten Domrestaurierung. Treibende Kraft war der langjährige und einflußreiche Provinzialkonservator Erich Blunck, der schließlich sogar selbst die Leitung der Arbeiten übernahm.⁷⁸ Begonnen wurde 1929 mit einer Restaurierungskampagne, die in erster Linie die Ausstattungsstücke und ihre Anordnung betraf. Zu einer anschließend geplanten Restaurierung und Neufassung des Baus ist es nicht mehr gekommen,⁷⁹ so daß sich der Raum bis in die 1960er Jahre im wesentlichen in der Fassung von 1891/92 präsentierte. Ein Vergleich zweier Innenansichten von vor und nach 1929/50 zeigt, worin die damals vorgenommenen Eingriffe bestanden. Es wurde versucht, die strenge Monumentalität der großen Treppe durch den Einbau eines Zwischenpodests abzumildern. Der wohl 1725 geschaffene Hochaltar-Aufsatz aus Lehniner Altar und Teilen des sogenannten Böhmi-

schen Altars wurde demontiert, um die beiden bedeutenden Retabel getrennt wiederherstellen zu können.⁸⁰ Auch kam es erst damals zur Wiederaufstellung einer Kreuzigungsgruppe im Triumphbogen. Auf einem Altar am Fuß der großen Treppe, also an einer an den mittelalterlichen Kreuzaltar gemahnenden Stelle, plazierte man ein Marienretabel, das in diesem Bereich mit Sicherheit nie gestanden hatte. Daran und an der Tatsache, daß der Marienaltar mit dem eigentlich zum Triumphkreuz gehörigen eisernen Bogenleuchter bekrönt wurde, läßt sich ablesen, daß es bei diesen Maßnahmen weniger um die exakte Wiederherstellung eines historischen Zustands, als um eine malerische Gruppierung der vorhandenen Kunstwerke ging.

Seit dieser Zeit war der nun bereits seit langem als zentrales Monument der Geschichts- und Kunstlandschaft Mark Brandenburg betrachtete Brandenburger Dom somit auch als Hort wichtiger Kunstwerke anerkannt. Weiterhin ungelöst blieben die statischen Probleme, die sich wenige Jahrzehnte später existenzbedrohend verschärften und in den 1960er Jahren zu intensiven Baumaßnahmen Anlaß gaben.

Anmerkungen:

DStA heißt Domstiftsarchiv Brandenburg an der Havel.

- 1 Gutachten der Oberbaudeputation vom 10. September 1828; zit. nach DStA, BDK 4165/2104, Bl. 77 r. (zur Quelle vgl. Anm. 27).
- 2 Vgl. dazu J[ohannes] Gebauer, Zur Geschichte der Reformation im Bistum Brandenburg (Wissenschaftliche Beilage zum Jahres-Programm der Ritterakademie zu Brandenburg a.H. 1898), Brandenburg 1898.
- 3 Zur Geschichte des Domkapitels in nachreformatorischer Zeit vgl. Johannes Heckel, Die evangelischen Dom- und Kollegiatstifter Preussens insbesondere Brandenburg Merseburg Naumburg Zeitz. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung (Kirchenrechtliche Abhandlungen, H. 100/101), Stuttgart 1924, ND Amsterdam 1964; Wolfgang Schöblier, Die Entwicklungsgeschichte des Domkapitels Brandenburg in der Zeit des Spätfeudalismus, in: Herbergen der Christenheit, [10] (1977/78), S. 101-152.
- 4 Adolph Friedrich Riedel (Begr.), Codex diplomaticus Brandenburgensis, 1. Hauptteil, Bd. VIII, Berlin 1847, Nr. 546, S. 505.
- 5 Eine Erforschung der nachreformatorischen Liturgiegeschichte des Brandenburger Doms steht noch aus (freundlicher Hinweis von Herrn Domarchivar Schöblier), Zur Fortführung des Chordienstes durch evangelische Domkapitel vgl. Heckel (wie Anm. 5), S. 156-160.
- 6 1582 werden vier Vicarii und fünf Chorales erwähnt. Letztere unterstanden einem als Succentor bezeichneten Vorsänger; DStA, BDK 4245 / U 699 (Turmknopfdokument).
- 7 Gebauer (wie Anm. 2), S. 59.
- 8 DStA, BDK 4160 / 2101, Bl. 8-10 (Maximilian v. Schlieben an die übrigen Domherren, 15. April 1648).
- 9 DStA, BDK 4160 / 2101, Bl. 122 (Vertrag) u. 125 (Quittung Schaus über 20 Taler).
- 10 Vgl. dazu Peter Poscharsky, Die Kanzel. Erscheinungsform im Protestantismus bis zum Ende des Barock (Schriftenreihe des Institutes für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, Bd. 1), Gütersloh 1965, hier besonders S. 66 (Anm. 6); Reinhold Wex, Ordnung und Unfriede. Raumpro-

bleme des protestantischen Kirchenbaus, Marburg 1984, passim. – Ein für den Brandenburger Dom naheliegender Vergleichsbeispiel bietet die dortige Katharinenkirche; vgl. Andreas Cante, Rezeption und Restaurierungen vom 16. Jahrhundert bis 1945, in: ders. / Günther Köpping, Die Katharinenkirche in Brandenburg an der Havel. Zur Bau- und Restaurierungsgeschichte eines Hauptwerks märkischer Backsteingotik (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, Nr. 6), Potsdam 1996, S. 22.

11 Zu diesem und vergleichbaren Konflikten siehe: Jan Harasimowicz, *Contra calvinianorum idolomachiam*. Die Bilder-

14 Vgl. DStA, BDK 4205 / P 279 A1 u. BDK 4204 / P 278 A1 (Längs- u. Querschnitt der Bauaufnahme von 1827). – Mit der Datierung auf 1707 folge ich Casp[ar] Gottschling, Beschreibung der Stadt Alt-Brandenburg, [Brandenburg] 1752, S. 24. Paul Eichholz (Bearb.), Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg (Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Bd. II, T. 3), Berlin 1912, S. 228 f. u. 265, nennt das Jahr 1706. Mit Sicherheit falsch ist die Datierung auf 1648; Kurt Meyer, Die Baugeschichte des Doms zu Brandenburg a. H., Diss. TH Berlin 1909/10, S. 51; Joachim Fait, Die Baugeschichte des Domes und seine Kunstschatze, in: Jürgen Henkys (Hrsg.), 800 Jahre Dom zu Brandenburg, Berlin 1965, S. 32.

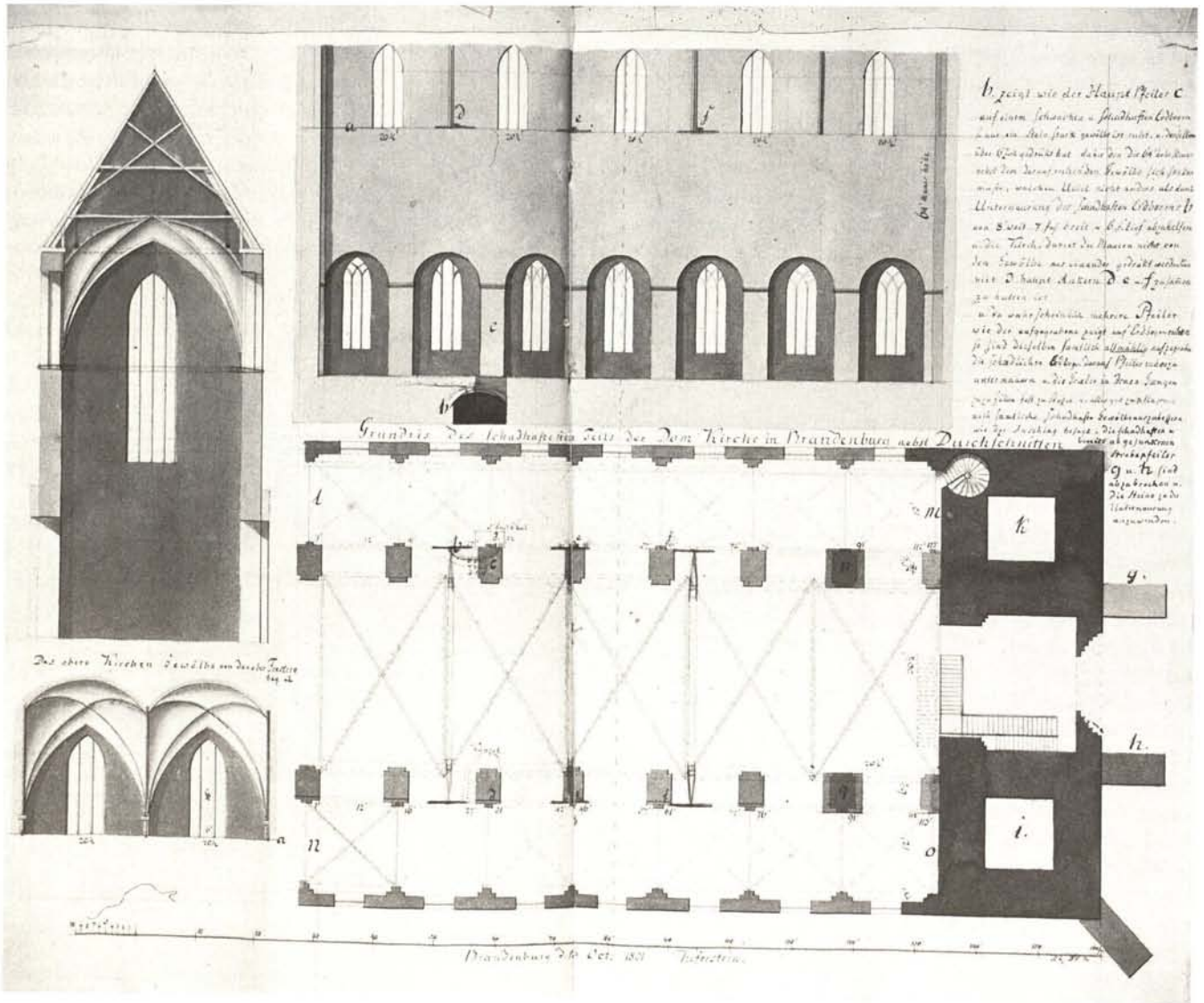


Abb. 4. Dom zu Brandenburg, Längsschnitt mit Blick nach Süden, mit Eintragung eines damals ergrabenen eingedrückten Fundamentbogens, Querschnitt und Grundriß gemäß Kefenstein, 1801

stürme der zweiten Reformation und die lutherische Kunst um 1600, in: *L'art et les révolutions*, sec. 4: Les iconoclastes (Comité international d'histoire de l'art. XXVII^e congrès international d'histoire de l'art, Strasbourg 1-7 Sept. 1989, Actes), Strasbourg 1992, besonders S. 158-161.

12 Vgl. die in Anm. 8 genannte Quelle sowie DStA, BDK 4160 / 2101, Bl. 11 (Vergleich mit den Handwerkern, 14. Mai 1648).

13 Zur Gründung der Ritterschule vgl. Albrecht von dem Busche, *Die Ritterakademie zu Brandenburg*, Frankfurt a. M./Bern/New York/Paris 1989, S. 90-92.

15 Nur am Rande sei erwähnt, daß sich selbstverständlich auch innerhalb des Gemeindegestühls eine strenge Sitzordnung herausbildete. Als der Gottesdienst 1801 wegen statischer Probleme des Domes in die kleine Petrikerche verlagert werden mußte, blieben viele der Honoratioren lieber zu Hause, da in dieser Situation an eine »gehörige Stuhl-Ordnung« nicht zu denken war. Vgl. DStA, BDK 4162 / 2105, Bl. 1 (Schreiben des Dominspektors Schein, 25. September 1801).

16 Quellenmaterial zur Orgel, zum Orgelprospekt und zur Orgelempore im DStA, BDK 4161 / 2102, Bl. 10-30.

- 17 Gottschling (wie Anm. 14), S. 25.
 18 Eichholz (wie Anm. 14), S. 264.
 19 Eichholz (wie Anm. 14), S. 265; vgl. DStA, BDK 4160 / 2101, Bl. 21.
 20 Zum Turmneubau umfangreiches Quellenmaterial im DStA, BDK 4160 / 2101, Bl. 21-116, besonders Bl. 52 (Turmknopfdokument), Bl. 55ff. (Rechnungen), Bl. 100 (Vertrag mit Maurermeister Christoph Pauschen). In der zuletzt genannten Quelle wird der »Newstädtische Thurm« – d.h. der der Katharinenkirche aus den Jahren 1582 bis 1585 und 1592 – als Vorbild vorgegeben.
 21 Vgl. DStA, BDK 4162 / 2105, Bl. 5v.
 22 DStA, BDK 4162 / 2105, Bl. 2-3 (Schreiben des Landbau-meisters Keferstein, 15. September 1801); a. a. O., Bl. 14-19 (»Pflichtmäßiges Gutachten und Anschlag wegen der Haupt Reparatur der großen Dom Kirche hierselbst...« von Keferstein, Oktober 1801; vgl. dazu die Zeichnung Bl. 19a); a. a. O., Bl. 6 (»Pflichtmäßiges Gutachten...« des Oberamtmanns Herrmann, 1 [?] Dezember 1801).
 23 DStA, BDK 4165 / 2104, Bl. 69-72 (»Gehorsamster Bericht des Land Baumeisters Krüger und Condukteur Pflughaupt über den gegenwärtigen Zustand der Dom Kirche zu Brandenburg«, 12. November 1827), hier Bl. 69.
 24 Die Domrestaurierung von 1854-1856 war bereits mehrfach Gegenstand der Forschung. Im Mittelpunkt stand dabei meist die Frage, welchen Anteil Schinkel daran hatte. Vgl. Hans Kania/Hans-Herbert Möller, Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk. [Bd. 10] Mark Brandenburg, Berlin/München 1960, S. 246-255; Wolfgang Schöblier, Die Mitwirkung Karl Friedrich Schinkels beim Umbau des Brandenburger Domes in den Jahren 1827-1856, in: Günter Mangelsdorf (Hrsg.), Beiträge zur Regionalgeschichte des Brandenburger Havelandes (Brandenburger Blätter, H. 5), Brandenburg 1981, S. 81-92; Gerd-H. Zuchold, Die von Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. veranlaßten Restaurierungen des Brandenburger Domes. Intentionen und Ergebnisse, in: Winfried Schich (Hrsg.), Beiträge zur Entstehung und Entwicklung der Stadt Brandenburg im Mittelalter (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 84), Berlin/New York 1993, S. 555-568.
 25 Vgl. lediglich die grobe Skizze zur Sanierung des Südquerarms in dem in Anm. 27 erwähnten Brief. – Zuchold (wie Anm. 24), S. 555, behauptet, daß Schinkel selbst Entwürfe angefertigt habe. Belegbar ist freilich nur, daß er unter seiner Leitung entstandene Zeichnungen Pflughaupts mit seiner Unterschrift versah; vgl. DStA, BDK 4165 / 2104, Bl. 84 (Schreiben Pflughaupts, 12. Mai 1829). Immerhin ist davon auszugehen, daß diese seinen Intentionen weitgehend entsprachen. Leider sind die Blätter nicht erhalten; vgl. jedoch ein »Verzeichnis der Bau-Zeichnungen der Domkirche zu Brandenburg« vom Januar 1850 im DStA, BDK 4164 / 2108 (als Anlage zum Kostenanschlag).
 26 Zu diesem Abschnitt besonders: Schreiben der Regierung Potsdam, Abt. I, an Redtel, Heidfeld bzw. Stappenbeck vom 25. April 1854 im DStA, BDK 4165 / 229. – Eine Darstellung der Einzelentscheidungen würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen; vgl. dazu – außer dem Schriftwechsel – auch zahlreiche Eintragungen im Bau-Journal, DStA, BDK 4166 / 5927. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang noch darauf, daß Schinkel die Baustelle nur ein einziges Mal, am 14. Juli 1855, besucht zu haben scheint (DStA, BDK 4166 / 5927 [Bau-Journal], Bl. 155v.), während Redtel wesentlich häufiger, Stappenbeck dagegen drei Jahre lang nahezu ununterbrochen vor Ort war.
 27 Gutachten der Oberbaudeputation vom 10. September 1828; nach dem Konzept Schinkels publiziert in: Kania/Möller (wie Anm. 24), S. 248-250; Abschrift im DStA, BDK 4165 / 2104, Bl. 75-78; geraffte Darstellung des Inhalts in einem Brief

Schinkels an das Domkapitel vom 24. September 1828; a. a. O., Bl. 85. Gutachten wie Brief enthalten eine Skizze zur Methode der Querarmumfangung.

- 28 DStA, BDK 4164 / 2108 (»Kosten-Anschläge zum Herstellungsbau der Domkirche zu Brandenburg« von Pflughaupt), S. 51 f. (Randbemerkung Redtels bei Revision am 17. November 1850). – Eine ähnliche Lösung scheint Schinkel zwar bereits im Juli 1828 erwogen zu haben; weiterverfolgt hat er sie jedoch zunächst nicht; vgl. Kania/Möller (wie Anm. 24), S. 248.
 29 Die Entscheidung wurde offenbar von Redtel bei einer Bau-besichtigung am 6. August 1854 getroffen; DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 54v.

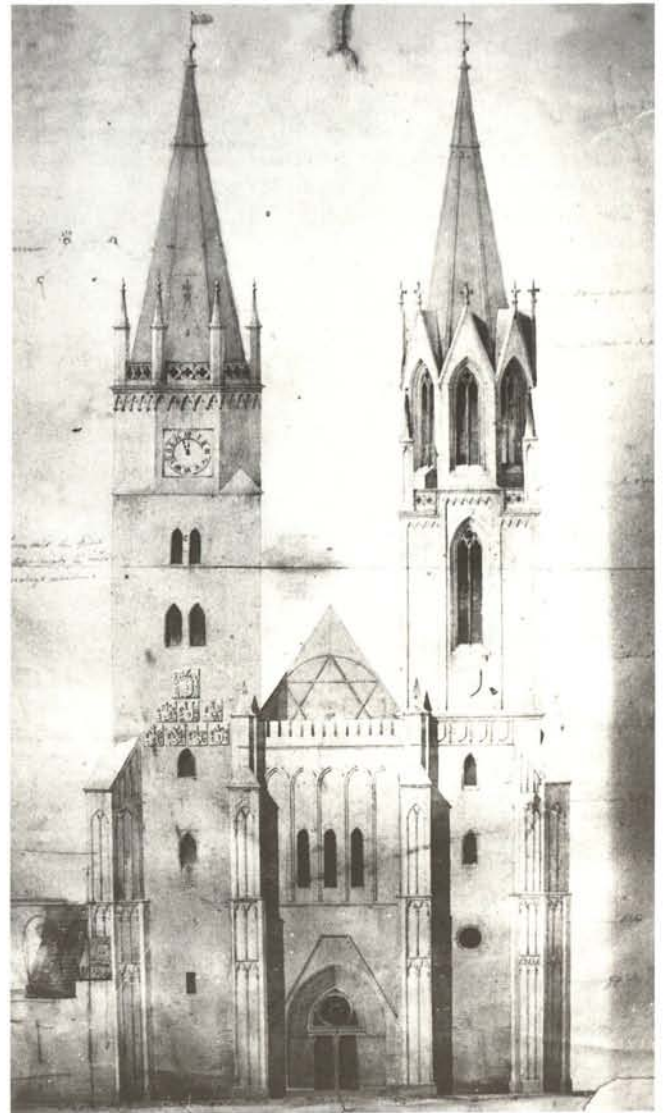


Abb. 5. Dom zu Brandenburg, geplante Doppelturm-fassade, um 1847, vermutlich von Friedrich August Stüler

- 30 DStA, BDK 4164 / 2108 (vgl. Anm. 28), S. 7-24, besonders S. 8.
 31 Zur Verwendung von Zink in der Architektur vgl. Martin Sperlich, Frühe industrielle Bauformen in Berlin: Eisenguß. Zinkguß. Terracotta, in: Eisenarchitektur. Die Rolle des Eisens in der historischen Architektur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (ICOMOS, Deutsches Nationalkomitee, Internationales Colloquium in Bad Ems 1978, Beiträge, Bd. 1), Hannover 1979, S. 18-22, hier besonders S. 19f.
 32 Vgl. dazu u.a. Stappenbecks Skizze im Bau-Journal, DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 12v.

- 53 Eine Ausbesserung verwitterter Fassaden mit »römischem Cement aus England« hatte Schinkel bereits in den 1820er Jahren im Falle des Magdeburger Doms empfohlen; Peter Findeisen, *Geschichte der Denkmalpflege. Sachsen Anhalt. Von den Anfänge bis in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1990, S. 214.
- 54 DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 41r.-42r., 56r.
- 55 DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 20v./21v.
- 56 DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 80r., 109v., 114r., 121r., 122r.-123r., 124r. – Demnach wurden die 1. u. 2. Kreisblende von Westen neu eingebrochen. Für das Rahmenprofil der 2. verwendete man alte Formsteine. Von den Maßwerkfüllungen wurde außer denen der beiden genannten Blendenden auch die der 1. Blende von Osten neu eingebracht. Durchgeführt März-Juni 1835.
- 57 Mehrfach, wenn auch nicht ausdrücklich im Zusammenhang mit der Raumbfassung, wird in den Akten auf die große Restaurierung des Magdeburger Doms Bezug genommen (vgl. u. a. Schreiben Redtels an v. Erxleben vom 6. Februar 1835 im DStA, BDK 4165 / 229). Diese war auf Anregung Schinkels in den Jahren 1826-1834 durchgeführt worden (technische Leitung: Clemens u. Münnich; spezielle Bauleitung: Mellin, Rosenthal u. Treplin). Zu Magdeburg vgl. Findeisen (wie Anm. 55), S. 214-220.
- 58 Das Bau-Journal, DStA, BDK 4166 / 5927, u. a. Bl. 118 v., nennt folgende Pigmente zur »Färbung des Innern der Kirche« vor allem »graue Erde«, daneben »gelbe Erde« und »Umbr«. In der Phase vor der endgültigen Festlegung des Farbtons wurde außerdem »Neu-Roth« geliefert; vgl. a. a. O., u. a. Bl. 79 v.
- 59 DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 81 v. u. 91 v. – Eine Grundsatzentscheidung war bereits am 17. April 1834 gefallen, als der König einen Anstrich in einer »gelben Steinfarbe« für angemessen erklärte; zit. nach Zuchold (wie Anm. 24), S. 555.
- 40 Vergleichsbeispiele: Nikolaikirche Berlin, 1817; Ernst Badstübner, *Die mittelalterlichen Kirchen Berlins im 19. Jahrhundert. Ein Kapitel Geschichte der Denkmalpflege*, in: Karl-Heinz Klingenburg (Hrsg.), *Studien zur Berliner Kunstgeschichte (Seemann-Beiträge zur Kunstwissenschaft)*, Leipzig 1986, S. 54ff. – Katharinenkirche Brandenburg, 1842; A. Cante (wie Anm. 10), S. 29.
- 41 Auch im Brandenburger Dom scheint es solche Epitaph-Ummalungen gegeben zu haben: vgl. die Eintragungen im Bau-Journal über die Beseitigung von »Wandmahlerei« um das Pappenheim'sche und das Schlabrendorf'sche Epitaph; DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 140r., 141r.
- 42 Anzumerken ist in diesem Zusammenhang, daß die Abhaltung der Chorgebete durch Vikare und Choralen 1811 endgültig eingestellt worden war; Gebauer (wie Anm. 2), S. 42.
- 43 Johann Gustav Büsching, *Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschlands im Spätjahr 1817*, Leipzig 1819, S. 58. Büsching hielt die Sitze auf der Treppe fälschlicherweise für die der Domherren.
- 44 Zuchold (wie Anm. 24), S. 555f. u. 560 (Abb. 36 u. 37).
- 45 Redtel an Stappenbeck, 27. Juli 1834. Später schloß sich Redtel der wohl von Schinkel vertretenen Auffassung an, daß die Stufen aus Sandstein herzustellen seien; vgl. Redtel an v. Erxleben, 10. Februar 1835; beide Schreiben im DStA, BDK 4165 / 229.
- 46 DStA, BDK 4166 / 5927 (Bau-Journal), Bl. 112r. (Eintragung vom 5. Juni 1835).
- 47 Zum Gemeindegestühl: Zuchold (wie Anm. 24), S. 554 (nach einem Schreiben des Königs an v. Erxleben vom 17. April 1834 im DStA, BDK 4170 / 225). – Zum Domherrngestühl: Mitteilung des Geheimen Kabinettsrats Albrecht an v. Erxleben vom 16. August 1834 im DStA, BDK 4165 / 229. – Zur Kanzel: Schreiben Albrechts an v. Erxleben vom 3. Mai 1835 im DStA, BDK 4165 / 229.
- 48 Schinkel hatte am 11. April 1834 die Beibehaltung der alten Kanzel empfohlen (Kania/Möller (1960), S. 252, Stappenbeck plädierte in einem Schreiben an v. Erxleben vom 14. März 1835 (in: DStA, BDK 4165 / 229) für eine »stilgemäße Erneuerung«.
- 49 Aug[ust] Schröder, Kurzer Abriss einer Geschichte der hohen bischöflichen Stifts- und Dom-Kirche und des damit verbundenen Dom-Capituls zu Burg Brandenburg, nebst Beschreibung der in Gegenwart Sr. Majestät des Königs und des Königl. Haues am 1. October 1836 gefeierten Wiedereinweihung der Kirche, Brandenburg 1836, S. 51. – Vgl. dazu das von Stappenbeck angefertigte Verzeichnis der »Grabstein-Monumente, welche früher im Fußboden der Kirche gelegen, und gegenwärtig an den Wänden aufgestellt worden«, abgedruckt in: H[einrich] W[ilhelm] Schultze, *Einige Notizen über das Alter, die historische Bedeutung und die gegenwärtige Restauration der bischöflichen Stifts- und Dom-Kirche zu Brandenburg, wie auch mehrere in derselben noch vorhandene Merkwürdigkeiten...*, Brandenburg 1836, S. 24-29.
- 50 DStA, BDK 4165 / 2104, Bl. 75-78 (vgl. Anm. 27), hier Bl. 77 r.
- 51 Kania/Möller (wie Anm. 24), S. 250, kommen zu dem noch weitergehenden Schluß, daß der Dom »bei genauerer Betrachtung den künstlerischen Ansprüchen Schinkels nicht genügt hätte und er deshalb den Wert als Kunstdenkmal nicht eben hoch anschlüge...
- 52 Vgl. in diesem Zusammenhang auch Schinkels energischen Widerstand gegen den von Redtel erwogenen Teilabriss der Strebepeiler an der Westfassade; DStA, BDK 4163 / 2104, Bl. 75-78 (vgl. Anm. 27), hier Bl. 76 r./77 v.
- 53 In Minutolis Werk »Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken«, Berlin 1836, von dem leider nur die 1. Lieferung des 1. Teils erschien, bildete der Brandenburger Dom dementsprechend einen der Ausgangspunkte. So erscheint er in der chronologischen Tabelle märkischer Backsteinbauten auf S. 22 f. an zweiter Stelle – nach der ebenfalls für ottonisch gehaltenen Brandenburger Marienkirche auf dem Harlungerberg.
- 54 Schröder (wie Anm. 49), S. 55. – Zu den zeitgenössischen Versuchen, Parallelen zwischen Kaiser Otto I. und König Friedrich Wilhelm III. herzustellen, vgl. Zuchold (wie Anm. 24), S. 545-548.
- 55 Kuglers »Ansichten über Alter, Baustyl und Kunstwerke des Doms« wurden erstmals bei Schultze (wie Anm. 49), S. 20-25, gedruckt (die obigen Zitate auf S. 20 f); Wiederabdruck u. a. in: Franz Kugler, *Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte*, T. 1, Stuttgart 1853, S. 450-455, hier 451.
- 56 Vgl. DStA, BDK 4248 / P 286 A1: Zeichnung zur »Facade des Dom's zu Brandenburg«; ohne Signatur u. Datierung (diese ehemals vielleicht auf der nicht erhaltenen rechten unteren Ecke des Blattes). – Vielleicht identisch mit einem von Stüler mit Beilageschreiben vom 30. April 1847 an das Domkapitel geschickten »von Sr. M dem Könige allerhöchst genehmigten Entwurf zum neuen Thurme« (das Schreiben lag bislang im DStA, BDK 4166 / 5927 [Bau-Journal], jetzt wohl in BDK 4173 / 2106). Inhaltlich paßt die Zeichnung gut zu der dort gegebenen Beschreibung. Auch hinsichtlich des Zeichenstils liegt eine Zuschreibung an Stüler im Bereich des Möglichen. Vielleicht handelt es sich jedoch auch um eine im Rahmen der weiteren Planung entstandene Zeichnung eines örtlichen Baumeisters (Schneider?). Eher für diese Deutung spricht die Tatsache, daß die Zeichnung von Stüler mit Bleistift-Randbemerkungen versehen wurde.
- 57 Zit. nach dem in Anm. 56 genannten Schreiben.
- 58 Schreiben vom 22. Februar 1834; zit. nach Kania/Möller (wie Anm. 24), S. 252.
- 59 Grünbaum, *Die Verlegung der preußischen Nationalversammlung nach dem Dom zu Brandenburg a.H. im Jahre 1848*, in: *Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Ritteraka-*

- demie auf dem Dome zu Brandenburg a.H. 1705-1905, Brandenburg 1905, S. 147-161, zum Umbau des Doms S. 154 f., zur Wiederherstellung 1849, S. 160 f. – Zur Einordnung der Ereignisse in den Kontext der Gegenrevolution in Preußen im Spätsommer/Herbst 1848 vgl. etwa Wolfram Siemann, Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt a.M. 1985, S. 170-175.
- 60 Als Beispiele für die bis ins frühe 20. Jh. anhaltende Kritik an der Westbau-Gestaltung seien genannt: O[tto] Stiehl, Fund am Dome in Brandenburg, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 16 (1896), S. 572; Meyer (wie Anm. 14), S. 59. – Friedrich Adler (wie Anm. 65), S. 14, spricht ganz allgemein vom »unerfreulichen Restaurationsbaue von 1854«.
- 61 Findeisen (wie Anm. 53), S. 120 u. 248.
- 62 Als frühestes nachweisbares Beispiel einer derartigen Restaurierung nennt Badstübner (wie Anm. 40), S. 59, die Klosterkirche in Berlin (1858-1844). – Weitere Beispiele (nach Findeisen, wie Anm. 53): Stendal, Dom (1845-1847; a.a.O., S. 258 u. 240 f.); Stendal, Marienkirche (1844; a.a.O., S. 248); Arendsee, Klosterkirche (seit 1850; a.a.O., S. 189 f.); Jerichow, Stiftskirche (1855-1856; a.a.O., S. 212-214); Diesdorf, Stiftskirche (1865-1868; a.a.O., S. 125).
- 63 Friedrich Adler, Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des Preussischen Staates, 1. Abt.: Mittelalterliche Backstein-Bauwerke der Stadt Brandenburg, Berlin 1860, zum Dom S. 11-15. – Zusammen mit der 2. Abt. über die Altmark 1862 als 1. Bd. des Gesamtwerks erschienen.
- 64 DStA, BDK 4175 / 2106, besonders Bl. 62 f., 66 f., 91, 92, 95 f.
- 65 DStA, BDK 4175 / 2106, Bl. 90 f., hier 91 r.
- 66 Anders als zur Restaurierung der Jahre 1854-1856 liegt zu der von 1891/92 bislang keine Darstellung vor. Von der allgemeinen Literatur zum Brandenburger Dom geht lediglich Meyer (wie Anm. 14), S. 60 f., auf die Restaurierung ein. Vgl. deshalb die einschlägigen Akten im DStA, BDK 4175 / 2106 u. BDK 4176 / 5952 (Rechnungen).
- 67 Heinrich Trost (Bearb. Landkreis Havelberg), Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Der Bezirk Magdeburg, Berlin 1974, S. 176. – Als weitere Vorbilder nennt Krzyzagórski die Klosterkirche in Lehnin und die Pfarrkirche in Kulmsee/Westpreußen, die er »zu diesem Zwecke eingehend besichtigt habe«; DStA, BDK 4175 / 2106, Bl. 142-145 (Krzyzagórski an Domkapitel, 27. August 1891), hier Bl. 142 r./143 v.
- 68 DStA, BDK 4175 / 2106, Bl. 142-145 (Krzyzagórski an Domkapitel, 27. August 1891), hier Bl. 143 r.
- 69 Vgl. DStA, BDK 4175 / 2106, Bl. 159 f. (Krzyzagórski an Domkapitel, 15. Juli 1891), hier Bl. 140.
- 70 Restauriert von Zeichenlehrer Köpke; DStA, BDK 4175 / 2106, Bl. 175 v., 177 v. (dort die Formulierung: »Vierzehn... unter einer dicken Putzschicht aufgefundenen im allgemeinen gut erhaltene Köpfe wurden unter strenger Berücksichtigung der vorgefundenen Formen und Farbentöne wieder aufgefrischt«). Von den Umrißlinien und der Binnenzeichnung der Köpfe fertigte Köpke zuvor Pausen auf Transparentpapier an; DStA, BDK 4218 / P 74 A0 – BDK 4230 / P 86 A0 u. BDK 4251 / P 68 A0. Umzeichnungen von 8 der 14 Pausen sind abgebildet bei Eichholz (wie Anm. 14), S. 505, Abb. 218.
- 71 Kbr., Die Wiederherstellung der »Bunten Capelle« am Dom zu Brandenburg, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 15 (1895), S. 448; Wiederabdruck in: Brandenburger Anzeiger, Nr. 280, 29. November 1895. – Vgl. ferner die einschlägigen Akten im DStA: BDK 4176 / 5952; BDK 4280 / 2152; BDK 4281 / 5951 (Rechnungen).
- 72 Vgl. die von Oetken angefertigten Aquarellaufnahmen des Vorzustands im Archiv des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege.
- 73 Bei einer erneuten Restaurierung der Kapelle in den 1970er Jahren wurden die Übermalungen von 1895 großteils wieder entfernt bzw. farblich modifiziert; vgl. dazu (außer der in Anm. 71 genannten Literatur): Hannelore Sachs, Dom und Dom-Museum zu Brandenburg/Havel. Restaurierungsarbeiten des Instituts für Denkmalpflege, in: »Bildende Kunst«, 28 (1980), H. 12, S. 588; Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg. Ihre Erhaltung und Pflege in der Hauptstadt der DDR und in den Bezirken Frankfurt/Oder und Potsdam, Weimar 1987, S. 480 f.
- 74 Vgl. die Entwurfszeichnungen von 1891 im DStA, BDK 4280 / 2152, Bl. 76 u. 77.
- 75 Kbr (wie Anm. 71), S. 448, Sp. 2.
- 76 Richard Borrmann (Hrsg.), Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Deckenmalereien in Deutschland, Bd. 1, Berlin (in mehreren Lieferungen) 1897-[1902], Taf. 22, 54 u. 55.
- 77 Vgl. u.a. Ernst Wernicke, Ein böhmischer Altar im Dom zu Brandenburg a.H., in: Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck, 2 (1877), S. 65-68; auch in: »Der Bär«, 4 (1878), S. 4 f. u. 24 f.; ferner seine Beiträge in: Rudolf Bergau (Hauptbearb.), Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885, S. 194 ff. u. 254-265. – Von bleibender Bedeutung sind schließlich Wernickes Forschungen zu den Paramenten des Brandenburger Doms.
- 78 Auf Honorarbasis; DStA, BDK 4181 / 270, u.a. Beleg Nr. 57.
- 79 Ausgeführt wurde in der Zwischenkriegszeit – außer der Restaurierungskampagne von 1929/30 – lediglich eine größere Zahl von Reparaturen am und im Dom; vgl. folgende Akten im DStA: BDK 4175 / 2106; BDK 4179 / 235; BDK 4181 / 270; BDK 4185 / 1519; BDK 4184 / 115.
- 80 Zum Böhmischem Altar und der Geschichte seiner Aufstellung bzw. Restaurierung vgl. Hannelore Sachs/Wolf-Dieter Kunze, Der böhmische Altar im Dom zu Brandenburg, in: Denkmale (wie Anm. 75), S. 171-187, hier besonders S. 171 u. 175. – Einen Überblick über die diversen Maßnahmen zur Restaurierungskampagne von 1929/30 bieten die Rechnungen im DStA, BDK 4181 / 270.

Abb. 6. Dom zu Brandenburg, Aufnahme 1954, Inneres nach Osten im Zustand von 1929 bis 1962





Aspekte zur Nutzungskonzeption für den Dom und seine Umgebung

S In der Satzung des Domstiftes aus dem Jahre 1946 heißt es im 2: Zweck des Stifts ist:

- die Pflege des Gottesdienstes auf der Dominsel sowie die Unterhaltung des Brandenburger Domes mit seinen Domkurien und sonstigen Nebengebäuden, insbesondere der ehemaligen Ritterakademie,
- die Vorbildung und Schulung kirchlicher Kräfte für das geistliche Amt sowie für andere wichtige Aufgaben,
- die Förderung der theologischen Wissenschaft, der kirchlichen Kunst und der Kirchenmusik durch Mitglieder des Domkapitels sowie durch Personen, die der zuständige Bischof dem Domstift zur Erfüllung derartiger Aufgaben zuweist,
- die Erfüllung anderer kirchlicher Aufgaben, die dem Domstift von der Kirchenleitung oder durch die Verfassung der Kirche übertragen werden.

Hieraus ergeben sich wesentliche Inhalte für die gegenwärtige und zukünftige Nutzung des Gebäudekomplexes.

1. Gemeindearbeit: Wir sind dankbar, daß eine lebendige Domgemeinde besteht und den Dom mit Leben erfüllt. Alle Beteiligten sind sich darin einig, daß Gottesdienste und sonstige Amtshandlungen im Dom oberste Priorität haben. Das schließt darüber hinausgehende Nutzungen, die der Würde des Raumes angemessen sind, nicht aus. Der Dom ist Heimat für die Domgemeinde und Zentrum für überregionale Gemeindeveranstaltungen, wie das jährliche Treffen von jungen Liedermachern und das Martinsfest, bei dem sich viele hundert Kinder der Stadt Brandenburg im Dom treffen, um nur zwei Veranstaltungen zu nennen.

2. Bildungsauftrag: Seit 1951 wird am Predigerseminar erfolgreich dieser satzungsgemäße Auftrag erfüllt. Künftige Pfarrerrinnen und Pfarrer werden auf ihren Dienst in den Gemeinden vorbereitet und in den ersten Jahren im Dienst begleitet. Eine Erweiterung dieser Aufgaben wurde durch die Errichtung des Ev. Bildungszentrums der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg erreicht. Hier werden Religionslehrerinnen und -lehrer für ihren Dienst in den Schulen und Katechetinnen und Katecheten für ihre Arbeit in den Gemeinden ausgebildet.

3. Kirchenmusik: Wer über eine solche Orgel verfügt, kann gar nicht anders, als sich der Musik zu widmen. Wenn in jedem Jahr zigtausende Besucher zum Dom kommen, um sich an dieser Musik zu erfreuen, dann ist

dies mehr als nur ein erfreulicher Aspekt, vielmehr ein unverzichtbarer Bestandteil der täglichen Arbeit am Dom, und wir sind dankbar dafür, daß diese Arbeit in der zurückliegenden Zeit so erfolgreich getätigt werden konnte. Darüber hinaus ist der Raum bestens geeignet für vokale und instrumentale Musik aller Generationen.

4. Kirchliche Kunst: Neben der Präsentation historischer Kunstgegenstände im Dommuseum erfreuen sich Sonderausstellungen zeitgenössischer Kunst im Dommuseum und in der Petrikapelle großer Beliebtheit.

5. Wissenschaftliche Arbeit: Das Archiv und die Textilsammlung des Domstifts sind ein Garant dafür, daß Fachleute aus diesen Bereichen ein umfangreiches Betätigungsfeld vorfinden. In den letzten Jahren wurden diese Schätze auch zunehmend nicht nur wahrgenommen, sondern mit wachsendem Interesse wissenschaftlich bearbeitet. Über jeden dieser Bereiche könnte umfangreich referiert werden, sie sollen nur erwähnt sein, um die Vielfalt der Nutzungsmöglichkeiten anzudeuten. Allein diese innerkirchliche Nutzung würde das Areal ausreichend mit Leben füllen.

Die Dominsel in der Stadt Brandenburg als Zentrum kirchlicher Arbeit ist jedoch keine Insel in der Gesellschaft, sondern integraler Bestandteil. Das kulturelle Erbe, welches an diesem Standort gepflegt wird, benötigt die Aufmerksamkeit und Unterstützung der gesamten Öffentlichkeit, um weiter bestehen zu können. Ein kulturelles Angebot, welches in den letzten Jahren an Bedeutung zugenommen hat, ist im Tourismus zu sehen. Die Bewältigung dieser Aufgaben übersteigt die Möglichkeiten des Domstifts und aus diesem Grund ist die Lastenverteilung auf eine breitere Basis erforderlich.

Tourismus – Chance oder Last? Die Lasten, die sich aus dem Tourismus ergeben sind jedem von uns hinreichend bekannt und müssen nicht näher erläutert werden. Kultur rechnet sich nicht, aber Kultur ist unverzichtbar. Unbestritten ist der Dom zu Brandenburg schon in der Vergangenheit ein Reiseziel gewesen, das aufzusuchen sich gelohnt hat. Besucherzahlen beweisen dies. Heute ist der Dom dadurch besonders in die Schlagzeilen gekommen, daß er in seiner weiteren Existenz bedroht ist. Trotzdem, oder besonders auch dadurch, bietet sich der Dom als eine Begegnungsstätte an. Wir sind in der Pflicht, uns darauf einzustellen. Hier tut sich eine Chance auf, die wir nicht verspielen dürfen.

Die richtige Präsentation ist sicher eine wesentliche Aufgabe, die vor uns liegt. Hier sehe ich eine Chance für

Schadensanalyse und Sanierungskonzepte

die Stadt Brandenburg. Wir als Stadt sind darauf angewiesen, daß möglichst viele Besucher nicht nur an der Stadt vorbei oder schnell hindurchfahren, sondern es kommt darauf an, den Besucher anzuregen, in der Stadt zu verweilen. Wer richtig zum Dom geleitet wird, der hat die Chance, sich von dem zu überzeugen, was der Dom zu bieten hat, und das ist wahrlich vorzeigbar. Sowohl die Bedeutung und der Wert einzelner Objekte, als auch die Komplexität des gesamten Ensembles sind bemerkenswert. Jeder der kommt, hat eine bestimmte Erwartungshaltung. Gezielt aufgesucht, zufällig gefunden oder von anderen hergeleitet.

Mancher Besucher begegnet einer für ihn fremden Welt, wenn er den Dom betritt. Er muß in wenigen Minuten verstehen, was über Jahrhunderte gewachsen ist. Er hat die Chance, sich damit auseinanderzusetzen, Erkenntnisse zu erlangen, die ihm bisher verborgen blieben. Er hat die Chance, Abstand von der täglichen Hektik des Berufslebens zu gewinnen. Aber er ist auch angewiesen auf eine unterstützende Begleitung auf diesem Weg durch die Vergangenheit. Findet er einen solchen Begleiter oder ist er auf sich selbst angewiesen? Nicht immer genügt ein Stück Papier als Begleitzettel. Als Besucher möchte ich in die Zusammenhänge eingeführt werden. Hier steht eine wichtige Aufgabe vor uns und hier entscheidet sich oft, mit welchem Eindruck der Gast uns wieder verläßt. Die ständigen Mitarbeiter des Domstifts sind mit der Bewältigung dieser Aufgabe überfordert und auf die Hilfe anderer angewiesen. Nicht jeder ist dafür geeignet, sich auf den Umgang mit Besuchern einzulassen, aber es ist eine gute Gelegenheit beispielsweise für eine ABM-Kraft, für ein Jahr aus der Hoffnungslosigkeit der Arbeitslosigkeit wegzukommen und sich weiter zu entwickeln. Zwangsläufig muß ich mich auch als einjähriger Mitarbeiter mit der geschichtlichen Tradition befassen, die eine christliche Tradition darstellt. Chance und Verpflichtung gleichermaßen für jeden, der in diesem Umfeld Verantwortung trägt. Ein Bildungsauftrag, den es zu erfüllen gilt. Jedes Jahr müssen neue Mitarbeiter mit der ihnen unbekanntem Problematik vertraut gemacht werden. Nicht jeder ist in der Lage, Zusammenhänge selbständig zu erkennen. Die Begegnung mit christlichen Tradition ist eine Chance für jeden, der sich darauf einlassen kann. Der Dom bietet diese Chance in seiner ganzen Vielfalt. Ein Angebot zur Teilnahme an dem, was Generationen vor uns aufgebaut haben.

Unsere vornehmste Aufgabe ist es, dieses kulturelle Erbe auch unseren nachfolgenden Generationen zu bewahren, an diese weiterzugeben und täglich mit Leben zu füllen.

Mein Thema als Domarchitekt ist »Schadensanalyse und Sanierungskonzepte«. Hierzu einige wenige Anmerkungen vorweg.

Ich stehe vor Ihnen als ein Mitglied einer Arbeitsgemeinschaft, bestehend aus Fachleuten verschiedener Fachgebiete, nämlich Architekten, Bauforschern, Statikern, Restauratoren. Zweitens ist anzumerken, daß wir, nämlich die Arbeitsgemeinschaft, die jüngste Stimme im vielstimmigen Chor derer sind, die zum Brandenburger Dom aus ihrer jeweiligen fachlichen Betroffenheit heraus etwas zu sagen haben. Wir sind erst seit diesem Sommer mit dem Brandenburger Dom befaßt. Unsere bisherige Aufgabenstellung war, im denkmalpflegerischen Sinn nicht ganz undelikat, die kurzfristige »Verbauung« von 2,5 Millionen Mark Fördergeldern in Sicherungsmaßnahmen, und zwar ausschließlich in der Domkirche und vor allem in diesem Haushaltsjahr. Als Arbeitsgrundlage wurde uns eine umfängliche Schadensanalyse des Grundbaubüros Dr. Giese (Hannover) zur Verfügung gestellt. Der weitaus größere Teil der Ihnen hier vorgetragenen Schadensanalyse basiert auf dieser Vorarbeit. Sie betrifft ausschließlich die Domkirche, Analogieschlüsse zu den benachbarten Gebäuden des Ensembles sind berechtigt und zulässig. Im folgenden möchte ich Ihnen kurz die Schadensbilder benennen, mit denen wir konfrontiert sind, danach auf die Schadensursachen, die wir kennen oder manchmal auch nur vermuten, eingehen. Hierauf möchte ich die derzeit konzeptionierten Maßnahmen aufzeigen.

Zum Schadensbild

Auch ein ungeübter Besucher merkt bald, daß der Dom schief steht. Und dort, wo ein massives Bauwerk schief steht, neigt es zur Ribbildung. Ribbilder verschiedenen Ausmaßes und Ursachen sind zu beobachten, an allen Gewölben des Langhauses, vor allem in den beiden westlichen Jochen, an den Gewölben des Chors und vor allem des Chorpolygon. Es gibt größere, über die gesamte Gebäudehöhe verlaufende Risse, einmal an der Westwand des Langhauses, an den Strebepfeilern des Chors und an den Strebepfeilern des Westbaus. Ebenfalls sind Ribbilder an den Arkadenpfeilern zu beobachten. Die Wände des Obergadens neigen sich im dm-Bereich aus dem Lot, aber nach außen und nicht wie in der Anlage von Gewölben bewußt angelegt, nach innen. Da alle Ribbilder in der letzten umfassenden Maßnahme in den 1960er Jahren beseitigt wurden, ist anzunehmen, daß der Bau nicht in Ruhe ist, sondern sich bewegt. Besonders gefährdet erscheinen die Gewölbe des Chorpolygon und des westlichen Langhauses. Im Chorpolygon haben wir nach Einrüstung eine Klaffung im Auflagerbe-

reich des Gewölbes von 5-6 cm festgestellt, dies macht bald die Hälfte des Auflagers aus. Das Auseinanderdriften der Langhauswände ist keine sehr neue Erscheinung, bereits in der Umbauphase 1833 bis 1835 wurden ergänzend eiserne Zuganker auf der Höhe der Pfeilerkapitelle eingebracht. Diese Zuganker scheinen Korrosionsschäden zu haben. Ich sage hier scheinen, da eine weitergehende Untersuchung bisher nicht möglich war.

Schwammschäden erheblichen Umfanges gibt es in den Auflagerbereichen des Dachstuhls, und zwar im südlichen Querhaus sowohl an der Ost- und der Westseite sowie im angrenzenden Bereich des Chors. Einen weiteren Schwammschaden gibt es im Dachbereich des Turmes. Die Balkendecke über dem südlichen Querhaus gilt als einsturzgefährdet. Das südliche Querhaus ist daher für die Öffentlichkeit gesperrt.

Dieses sind die veranlassenden Schadensbilder, natürlich kommen die üblichen zeitbedingten Schäden, die jede Generation an so einem Gebäude zu beseitigen hat, hinzu. Hierzu zähle ich korrodierte Windeisen in den Fenstern genauso wie zerfrostene Fugennetze, nicht reparierte Kriegsschäden (Granateinschüsse) oder das Problemfeld aufsteigende Feuchtigkeit und die mißglückten Versuche, hiergegen etwas zu unternehmen.

Zu den Schadensursachen

Für das Schadensbild der Risse sind die baugrundbedingten, nicht abgeschlossenen Setzungen im Gebäude verantwortlich zu machen. Die Setzungen sind unserer Ansicht nach auf folgende Ursachenkomplexe zurückzuführen:

- der unsichere Baugrund für den romanischen ersten Baukörper; also die damalige Unkenntnis über weitere humöse Bodenschichten knapp unter der als Baugrund gewählten Sandschicht, die sich daraus ergibt, daß der westliche Teil der Kirche auf den Wehrgräben der slawischen Burg steht;
- die geringere Gründungstiefe für die gotischen An- und Erweiterungsbauten;
- die nicht vollständige Nachgründung in den 1960er Jahren und die damals zur Verfügung stehende Technik;
- die Störung der Statik des gotischen Dachstuhls, vermutlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wodurch die Windlasten nicht ausreichend über den Dachstuhl abgeleitet werden und als eine dynamische Belastung in die Gewölbe eingehen sowie
- vermutlich die Auswirkung der Erschütterungen des Schwerlastverkehrs in der Straße Domlinden, die direkt am Dom vorbeiführt.

Zu den ersten zwei genannten Komplexen möchte ich hier nichts weiter sagen und nur die letzten vier Punkte näher erläutern.

Aus bisher nicht ersichtlichen Gründen wurden in den sechziger Jahren nur zehn Arkadenpfeiler und fünf Außenwandpfeiler nachgegründet. Dies erklärt zumindest, daß die nicht nachgegründeten Pfeiler im westlichen Langhaus weiter in Bewegung sind.

In den sechziger Jahren wurden neben den Pfeilern Bohrpfähle abgeteufelt, diese bekamen Kopfbalken und I-Träger. Nach Auswertung des uns zugänglichen Photomaterials ist anzunehmen, daß diese Nachgründung nicht kraftschlüssig an die ältere Substanz angeschlossen wurde. Dies hätte mit Quellschutt oder hochfesten Stahlkeilen geschehen müssen. Erfolgte die Verbindung nicht, hat es mit ziemlicher Sicherheit eine Nachsetzung gegeben, die Einfluß auf die heute zu beobachtende Ribbildung hatte. Diese Nachsetzung wäre aber mittlerweile abgeschlossen. Sorgen macht uns heute aber die Verwendung von Stahlträgern im Grundwasserbereich und eine möglicherweise mangelhafte Betonüberdeckung dieser Eisen. Dann wäre jetzt oder in der Zukunft mit weiteren Setzungen zu rechnen. Eine Überprüfung der Nachgründung ist anzuraten.

Besonders die Ribbildung in den Gewölben des Langhauses werden im Gutachten Dr. Giese als Vergreisungsrisse bezeichnet, als Ursache wird ein für die Windlasten nicht ausreichender Dachstuhl angeführt, der baugeschichtlich als Folge des Umbaus von einem niedrigeren romanischen Bau zu einem höheren gotischen Bau gewertet wird. Im Grunde wäre seit dem Umbau in der gotischen Phase der Dachstuhl für die eingebrachten Windlasten unterdimensioniert. Uns wundert nur, daß diese seit einigen Jahrhunderten wirkenden dynamischen Kräfte nicht bereits längst den Einsturz der Gewölbe bewirkt haben. Deshalb möchten wir diesem Erklärungsansatz so nicht folgen. Die genauere Betrachtung des Dachstuhls zeigt, daß er in der Ausbildung des Verbands durchaus auf die Aufnahme der Windlasten eingestellt war. Obwohl, und da muß dem Gutachter zugestimmt werden, die Konstruktion einem heutigen rechnerischen Nachweis nicht standhalten würde. Wir nehmen derzeit an, daß eher bauliche Veränderungen in jüngerer Zeit das Gefüge soweit geschwächt haben, daß es heute durch Windlasten aber auch durch die erwähnten Erschütterungen aus dem Verkehr zu den Zermürbungen an den Gewölben gekommen ist. Einige Gebinde sind erneuert. Viele Streben und Bänder sitzen heute nicht mehr paßgenau, es gibt Klaffungen in den Verbindungen, nicht paßgenaue Verbindungen wurden in jüngerer Zeit mit eisernen

Nägeln nachgesetzt. Es fehlen aussteifende Hölzer. Wir hoffen, einen Nachweis dafür erbringen zu können, daß die ausschließliche Wiederherstellung des in der gotischen Phase angelegten Gefüges ausreicht, die Belastungen aufzunehmen.

Natürlich wird es zudem notwendig sein, die Belastungen ursächlich abzubauen. Da nun gegen die Windlasten noch keine geeigneten technischen Möglichkeiten bestehen, sollten zumindest geeignete Maßnahmen ergriffen werden, die Verkehrsbelastung aus den Domlinden zu reduzieren.

Zu den Maßnahmen

Einige Problempunkte – nämlich dort, wo Gefahr im Verzuge ist – sind umgehend anzugehen. Dies sind in erster Linie die Behebung des Schwammschadens über dem südlichen Querhaus und die Sicherung der Gewölbe in Chor und Polygon. Während die Holzarbeiten in handwerksgerechter Technik ausgeführt werden, wobei wir das Bestreben haben, so wenig Substanz wie möglich zu verlieren, sind in der Gewölbesanierung aufwendigere Techniken einzusetzen. Derzeit konzipiert wird eine Maßnahme, in der erstens das Umfassungsmauerwerk von Chor und Polygon kreuzförmig vernadelt wird. Dies ist nötig, um das historische Schalenmauerwerk für den zweiten Schritt vorzubereiten. In diesem sollen parallel zum polygonalen Verlauf des Mauerwerks Bohrungen gesetzt werden. In diese werden bestrumpfte Zuganker eingebracht, mit denen der Mauerkranz am weiteren Auseinanderdriften gehindert werden soll. Im dritten Schritt sind die Gewölbe zu sichern, d. h. die Risse werden vorsichtig verkeilt und ausgepreßt. Im vierten Schritt schließlich sind die jüngeren, nicht ausreichend gegründeten Fundamente zu unterfangen. Als schonendstes Verfahren ist derzeit das sogenannte Soilkret-Verfahren im Gespräch. Hier soll gezielt und mit gesteuertem Druck eine Zementmilch in den Boden gepreßt und eine partielle Baugrundverbesserung erreicht werden.

Eine weitere Sofortmaßnahme ist die Reparatur der Anker aus der Schinkelzeit. Nachweislich ist eine Widerlagerrose zerstört. Wir rechnen aber auch mit Korrosionsschäden. Diese wären vor allem aus der Taupunktproblematik zu erklären. Sowohl das Bautagebuch von 1855 wie die Überprüfung durch Giese nennen zudem Gips als Auspreßmörtel für das damalige Stemmloch. Da Gips bekanntermaßen hygroskopisch ist, sind wir auf positive Befunde eingestellt. Derzeit beabsichtigen wir, die Anker handwerksgerecht, also in einer Schmiedetechnik, zu reparieren.

Die genannten und einige weitere Maßnahmen sind grobe Eingriffe in die Substanz, die viel Kleinarbeit nach sich ziehen werden. Hierzu möchte ich nur noch einige Schlagworte nennen, unter denen wir unsere Arbeit sehen:

Vorrang hat für uns ein konservatorisches Vorgehen, dort wo Eingriffe nötig sind, wird einer handwerksgerechten Technik der Vorzug gewährt. Sollten Ergänzungen oder Erweiterungen unvermeidbar sein, ist für sie eine zeitgemäße, aber zurückhaltende Gestaltung zu suchen.

Schließen möchte ich meinen Beitrag mit einer guten und einer schlechten Nachricht. Als gute Nachricht möchte ich Ihnen mitteilen, daß sich derzeit Wege abzeichnen, die notwendigen und einige wünschenswerte Maßnahmen zu finanzieren. Halten alle Beteiligten ihre derzeitigen Zusagen ein, können bis zum Jahre 2000 mehr als 10 Millionen Mark investiert werden. Dies erlaubt, über die Domkirche hinaus auch die Sicherung der anderen Teile des Ensembles ins Auge zu fassen.

Die schlechte Nachricht sind die Umstände, unter denen diese Mittel zusammenkommen bzw. verausgabt werden müssen. Insgesamt sind sechs Fördergeber involviert, d. h. sechs bzw. fünf verschiedene Förderbedingungen und teilweise unterschiedliche Abrechnungszeiträume. Derzeit kann nicht ausgeschlossen werden, daß das Domensemble in unzählige einzelne Fördermaßnahmen zerlegt werden muß. Und sollten weitere Fördergeber hinzutreten, so ist dies im Sinne der Sicherung der Finanzierung durchaus wünschenswert. Ein regulärer Bauablauf ist in dem sich abzeichnenden Beziehungsgefüge jedoch gefährdet. In unseren Augen sollten alle Beteiligten anstreben, die aus den verschiedenen Töpfen stammenden Mittel in einer Art Fond zusammenzufassen. Der Verbrauch der Mittel sollte von den einengenden Bestimmungen der jeweiligen Haushaltsjahre gelöst werden können. Kann die Finanzierung nicht den Erfordernissen des Bauens angepaßt werden, kommt die Anpassung der Baustelle an das Finanzierbare. Erfahrungsgemäß ist dies vor allem der teurere Weg, auch wird vieles Wünschenswerte und durchaus Machbare auf der Strecke bleiben. Der Bau ist durchaus unter den erschwerenden Finanzierungsbedingungen durchführbar, würde aber von sämtlichen beteiligten fachlichen Stellen eine weitreichende Kompromißbereitschaft und Einsicht in das Erreichbare fordern. Wünschenswerter wäre jedenfalls eine dem Bau angepaßte Finanzierungsregelung. Auch in diesem Punkt könnten von unserer Tagung positive und hilfreiche Hinweise und Anregungen ausgehen.

Die Sakristei im Dom zu Brandenburg – die Geschichte ihrer Einrichtung nach der Reformation

Die Sakristei im 19. und 20. Jahrhundert

Bfarrer Ernst Wernicke begann 1875 als erster mit der Erforschung des Textilschatzes.¹ Vier Schränke und Truhen aus vorreformatorischer Zeit mit Belegen über die Aufbewahrung der liturgischen Gewänder fand er in der Sakristei vor. Er schreibt dazu: »An den Innenseiten der Thüren dieser Schränke und Truhen fanden sich mit größeren Signaturen in Roth versehene Zettel aufgeklebt, die über die in jedem Schrank resp. Fach früher enthaltenen Stücke Auskunft geben.«² 1880 veröffentlicht er sie im »Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Organ des Germanischen Museums«, unter dem Titel »Inventarium der Kammer des Domes zu Brandenburg a.H.«.

Unter den roten Initialen befanden sich einige ältere Inventarzetteln mit schwarzen Initialen. Änderungen erfolgten vielleicht beim Wechsel des Dechanten oder des Sakristans, wofür es Anfang des 17. Jahrhunderts im Archiv Belege gibt. Wernicke schreibt weiter: »Die Reihenfolge der Signaturen beginnt mit dem großen Schranke, der gleich links hinter der Thür der Sakristei an der Wand steht und vier Abteilungen hat [Renaissanceschrank]. Es folgt nun der neben dem vorigen stehende etwas niedrigere Schrank mit den schönen Beschlägen und gleichfalls mit 4 Thüren.« Nach der Abteilung »H«, in diesem Aktenschrank folgt dann der große Schrank mit den 3 Spitzgiebeln an der Wand rechts neben der Thür, hat 2 Abteilungen [I und K]. Dann »folgt die geschnitzte Truhe, die zwischen diesem Schranke und der Thür steht [...] Ihr Zettel hat die Unterschrift Chorkappen im L. Der Buchstabe M fehlt, dagegen ist sowohl die geschnitzte Truhe, welche zwischen den Fenstern steht, als die mit Schablonenmustern³ bemalte, welche an der Ostwand⁴ steht, ohne Zettel. Neben letzterer steht eine längliche Truhe, schwarz angestrichen, mit dem Buchstaben N. Endlich enthält der mit Schablonenmustern bemalte Schrank an der Westwand⁴ neben dem Fenster [...] einen Zettel mit der Signatur AE.«

Mit dieser Beschreibung hat uns Wernicke die Abfolge der Einrichtung überliefert. Ein Meßbild von 1896 belegt diese Aufstellung, ebenso die vor die Gewänderaufzählung gestellten Verwahrungsangaben im Verzeichnis von 1827: »Folgende Sachen befinden sich in dem großen Schranke [Giebelschrank], nachstehende Sachen befinden sich in dem ersten Schranke links an der Thür« und für die übrigen Dinge: »Nachstehende Sachen befinden sich in den Schränken nach dem Fenster zu.«

Die auf den Inventarzetteln verzeichneten Gewänder, Paramente, Altargeräte und Bücher sind zum großen Teil erhalten. Die Frage nach der Herkunft der Gewänder führte zur Auswertung der Inventarzetteln. Um der

Ordnung in den verschiedenen Abteilungen folgen zu können, war der Abfolge der Fächer und damit der Möbel nachzuspüren,⁵ denn jetzt ist die Sakristei leer, die Möbel stehen in Dom und Dom-Museum. Wann die Sakristei ausgeräumt wurde, erfahren wir aus einer Bleistiftinschrift auf der Innenseite der Rückwand des Giebelschranks: »Am 26. September 1950 auseinandergebaut vom oberen Raum links nach unten gebracht wieder zusammengebaut Fam. A. Leppin Alfred Heinz Arnold Hübner«. Die Sakristei wurde Gemeinderaum, später Winterkirche, weshalb Schränke und Truhen heraustransportiert wurden. Die großen Schränke standen im Dom, der Schablonenschrank und die geschnitzten Truhen im Antiquarium, wie auf einem Foto vor dessen Abriß Anfang der 60er Jahre zu sehen ist.

Die Sakristei im 16. Jahrhundert

Nachdem der letzte Bischof schon 1546 die Pontifikalinsignien bei den Domherren in Verwahrung gegeben hatte, kam 1552 weiterer bischöflicher Besitz aus Ziesar in den Dom. Die Listen der erhaltenen Übergabeprotokolle nennen eine Reihe von Gewändern aus der Schloßkapelle.⁶ Im gleichen Jahr sprach der Markgraf dem Domkapitel die Besitzungen des Prämonstratenserklosters auf dem Marienberg zu.⁷ Dazu müssen die kostbaren Goldgewänder aus der Schwanenordenskapelle gehört haben, wie durch die Schwanenordenskasel bewiesen wird, die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Dom inventarisiert wurde. Diese Fülle von Gewändern in der Sakristei unterzubringen, zu ordnen und zu inventarisieren, war eine den Sakristan⁸ überfordernde Aufgabe. Weit mehr Gewänder waren es, als man brauchte. Es war auszuwählen, welche man benutzen wollte, die übrigen waren zu deponieren. Die Inventarisierung mit schwarzen Initialen ist der erste Versuch, eine praktikable Unterbringung zu schaffen. Man benannte die Abteile der Schränke nacheinander bis »P«. Die Zählung wurde mit den Truhen fortgesetzt, ein »T« kennen wir durch einen erst jetzt entdeckten Zettel, auf dem Domgewänder genannt sind. Die Chormäntel lagen – wahrscheinlich von alters her – in großen breiten Truhen. Die Frontstollentrue stand an der Nordwand, wo sie auch in vorreformatorischer Zeit gestanden haben kann.

Unter Dechant Ernst von Borgsdorf (1576-1585) wurde erneut geordnet. Dabei stellte man Schränke und Truhen um und schrieb neue Zettel mit roten Benennungsverbalien. Die grob bearbeiteten Kiefernbohlen von Rückwand und Seiten des Renaissanceschranks, im krassen Gegensatz zu seiner fein profilierten Vorderseite aus Eiche, lassen auf einen Einbauschränk schließen,



für den in dieser Sakristei keine Nische vorhanden ist. Möglicherweise war er, wie vielleicht auch andere der Schränke und Truhen, aus der aufgegebenen Schloßkapelle zu Ziesar oder aus der Marienkirche geholt worden. Er blieb bei der neuerlichen Umordnung auf seinem Platz neben der Tür an der Nordwand stehen. Jetzt aber begann das Alphabet mit den Fächern dieses Schrankes, so wurde aus dem letzten der erste Schrank.

Der Aktenschrank, mit dem die Zählung fortgesetzt wurde, dürfte ebenfalls zur Deponierung der hinzugekommenen Gewänder in die Sakristei gebracht worden sein. Ein altes Foto und der Restaurierungsbericht belegen, daß er oben grob abgesägt worden ist. Daß er sich ursprünglich in einer dritten Etage fortsetzte, wird durch eine Eintragung in der Truhe »T« zur Zeit der schwarzen Initialen bewiesen: »zur Kasel im Spinde E geherig«. Ein

die Samtgewänder des Domes. Der Giebelschrank muß, seit er in der Sakristei gestanden hat, seinen Platz im südlichen Joch der Westwand gehabt haben, weil nur diese Wand für seine Breite ausreicht. Es folgt die Frontstollentruhe »L« mit Chormänteln, sie kam zwischen Giebelschrank und Eingangstür zu stehen, als sie dem Aktenschrank hatte weichen müssen. Ein Zettel »M« fehlt, doch sind von den vier genannten Truhen zwei ohne Zettel. »N« in der vordem mit schwarzem »T« bezeichneten Truhe enthält alltägliche Chormäntel.

Wernicke vermutete, daß zu dieser Zeit die Abteilungen des schablonenbemalten Schrankes mit rotem »O« und »P« bezeichnet waren, weil einige Vorhänge aus dem Fach mit schwarzem »P« später weiterhin in diesem Schrank lagen, als Anfang des 17. Jahrhunderts⁹ der Zettel »AE« geschrieben wurde⁹. Möglicherweise nutzte man jetzt nur noch seine Vorderseite und be-



Aktenschrank aus der Sakristei des Doms zu Brandenburg, heute im Dom-Museum



Schrank mit frontaler und seitlicher Tür, Schablonenmalerei, aus der Sakristei, heute Dom-Museum

schwarzes »E« kann nur im dritten Geschoß über »H« und »I« gesessen haben. Bestand die dritte Etage aus einer oberen Lade oder zwei weiteren Türen? Um den Schrank gelegentlich der Neuordnung mit roten Initialen von der Chorwand unter die Konsole an der Nordwand stellen zu können, wurde er gekürzt, denn sonst hätte er dort nicht Platz gefunden. In den Abteilen »I« und »K« des Giebelschrankes hingen die besten Stücke: die Goldgewänder aus der Schwanenordenskapelle sowie

nötigte keine weiteren Benennungen. Die Außenbeschriftung »AE« ist als einzige erhalten, Entsprechungen auf den anderen Schränken sind auf dem Foto von 1896 zu erkennen. Die Bezeichnung »AE« stellt den Schablonenschrank außerhalb des Alphabets, schaltet ihn vor, bzw. hängt ihn an, obwohl der Schrank unverändert auf seinem Platz geblieben sein wird. Zu diesem Schrank gehört laut Wernicke eine verlorengegangene Truhe³, die in die schematischen Darstellungen nicht

◁ *Dom zu Brandenburg, Sakristei, aktueller Zustand*

aufgenommen wurde, weil weder ein Inventarzettel, noch Größe oder Standort bekannt sind. 1810 sind im Inventar »4 Spinden« genannt, »worin die alten Sachen aufbewahrt werden« und »4 alte Kasten, in deren einem die zur Communion gehörigen Sachen verschlossen sind.«¹⁰

Schließlich konnten auch noch vier Schründen in Fenster- und Pfeilerwand gefunden werden, die ein Einschleiben und Arretieren von zwei Stangen möglich machten. Nach ihnen war zu fahnden, nachdem ein freigelegter Inventarzettel »N« zwei Chormäntel mit der Bestimmung »hengt uff der stange« angab. Fast die gleiche Anordnung der Möbel fand Wernicke 1875 vor, nur hatte man die zugemauerte Tür in der Nordwand mit dem schablonierten Schrank zugestellt¹¹ und die Truhen weitergeschoben.

Die Fülle der im Jahre 1552 hinzugekommenen Gewänder, für die man zusätzliche Schränke und Truhen herbeigeschafft hatte, veränderte damals das Aussehen der Sakristei wesentlich. Der tiefste Eingriff aber, der ihr Bild und ihre Bestimmung gelöscht hat, geschah 1950, als die Sakristei für eine neue Nutzung freigemacht wurde. Hier brach die Kontinuität ab. Das Aussehen der Sakristei geriet in Vergessenheit, so daß ihr ursprüngliches Erscheinungsbild neu entdeckt werden mußte. Heute wird der Raum für die praktische Nutzung nicht



Maßwerktruhe aus der Sakristei des Doms zu Brandenburg, heute Dom-Museum

mehr benötigt und steht leer. Nunmehr bietet sich die Möglichkeit, die Sakristei mit ihrer nachreformatorischen Einrichtung wiedererstehen zu lassen. Der abgeseigte Aktenschrank und die wieder geöffnete Tür in der Nordwand entsprechen dem Zustand in der Zeit der roten Initialen, dem Inventar der Amtszeit des Dechanten Ernst von Borgsdorf zwischen 1576 und 1585. Mit den erhaltenen Schränken und Truhen läßt sich diese Aufstellung wiederherstellen, womit ein authentisch eingerichteter Raum gewonnen wäre, der einzige in Dom und Domkloster.¹²

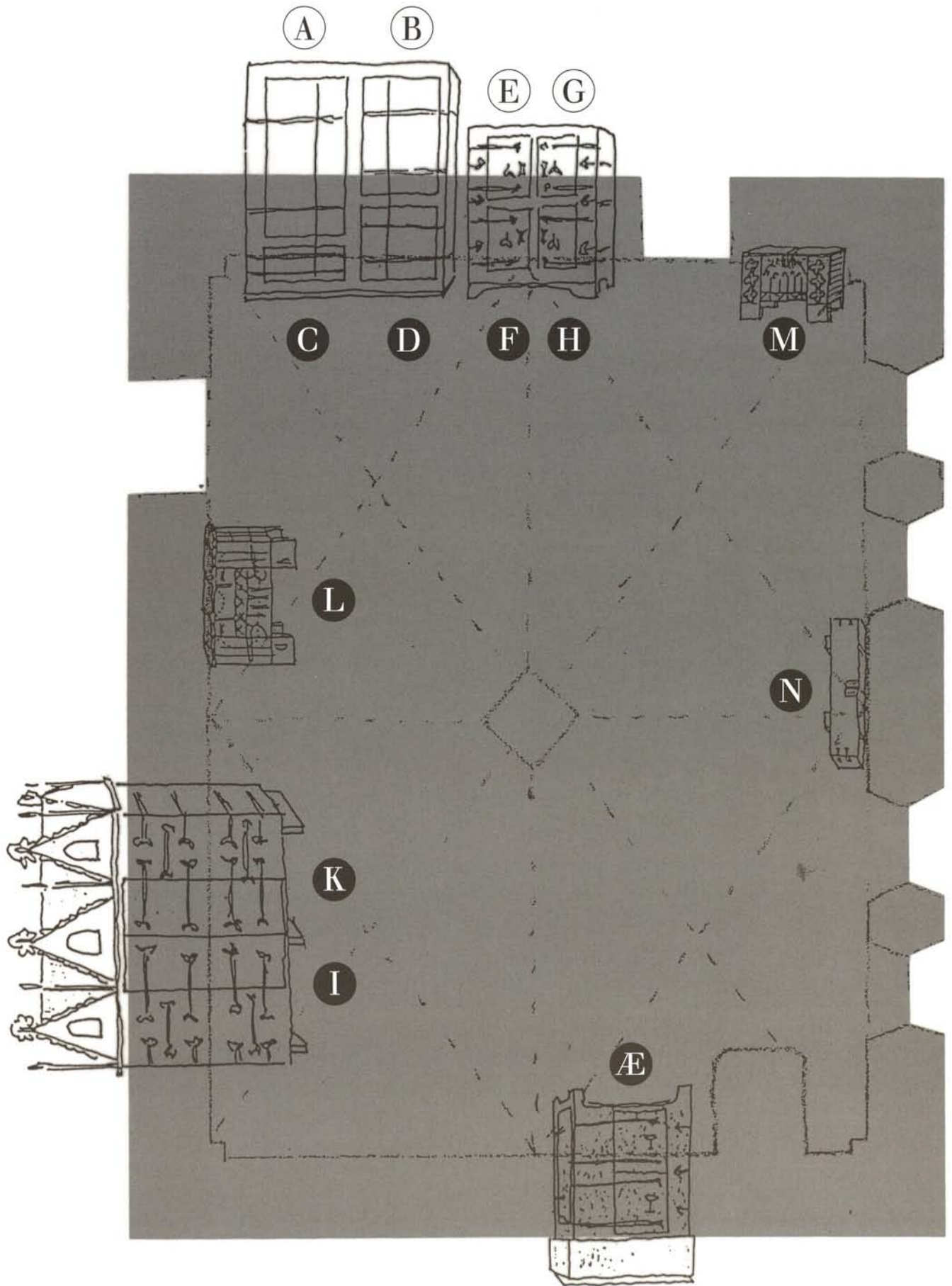
Anmerkungen:

- 1 Pfarrer Ernst Wernicke hatte 1875 erstmalig alle noch auffindbaren Stücke des textilen Domschatzes erforscht und ein ordnendes und genau beschreibendes Inventar der Gewänder und Paramente im Dom erstellt. Die erhaltenen Objekte identifizierte er mit den auf den Inventarzetteln beschriebenen. Zu dieser Zeit befanden sich die Gewänder im Antiquarium und im Giebelschrank.
- 2 Domstiftsarchiv, BDK 2125, Bl. 105.
- 3 Wernicke beschreibt diese Truhe: »Am bemerkenswertesten wird ein Schrank und eine entsprechende Truhe sein, die ganz mit spätgotischem Laubwerk in mehrfarbiger Schablonenmalerei bemalt ist, wie auch die Beschläge sehr späte gotische Formen zeigen«, in: »Der Bär«, III. Jahrg. Nr. 9, 1877, George Hiltl u. Ferdinand Meyer (Hrsg.). Wernicke suggeriert, auch die Truhe sei vollständig bemalt. Ein Meßbild der Krypta von 1895 zeigt abgestellte Truhen, darunter die sog. Opfertruhe, auf der keine Malerei zu sehen ist und eine beschädigte Truhe, an deren Front auf den Seitenpartien Schablonenmalerei erkennbar ist. Als der Renaissance-schrank wegen Aufstellung eines Ofens (vor dem Meßbild von 1896) auf den Platz der Truhe an die Südwand umgestellt wurde, wurden wahrscheinlich Truhen hinausgeschafft, denn Eichholz nennt 1912 im Inventarband der Provinz Brandenburg in der Sakristei nur die beiden geschnitzten. Die Truhe könnte neben dem schablonenbemalten Schrank gestanden haben mit einem schwarzen Buchstaben C oder D.



Frontstollentruhe (L) aus der Sakristei des Doms zu Brandenburg, heute Dom-Museum

- 4 Wernicke benennt die Wände falsch, gemeint ist die Wand zum Hohen Chor. Nach seiner Benennung der Ostwand liegt seine Westwand der Chorwand gegenüber.
- 5 Frau Sibylle Prange hat als wissenschaftliche Assistentin ideenreich an diesem Projekt mitgearbeitet. Zeichnungen und Grafiken wurden von ihr ausgeführt.
- 6 Domstiftsarchiv, BDK 14/692, fol 17 ff.
- 7 Geheimes Staatsarchiv, Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Rep 53.15 Fasc. 2, S. 18-42.
- 8 Nennung des Sakristans in Brandenburg: Ein Sakristan ist 1575 bei der Abnahme des böhmischen Altares neben Bischof, Propst und Prior zugegen, woraus sich seine Zu-



Dom zu Brandenburg, Grundriß der Sakristei, Rekonstruktion der historischen Aufstellung des Mobiliars nach den roten Initialen: Renaissanceschrank (A-D), Aktenschrank (E-H), Maßwerktruhe (M), Truhe (N), Schrank mit Schablonmalerei (Æ), Giebelschrank (I-K), Frontstollentruhe (L)



Dom zu Brandenburg, Sakristei, historische Aufnahme von 1896: Den Schrank mit der Schablonenmalerei schob man vor die 1705 zugesetzte Tür neben den sog. Aktenschrank. Um den eisernen Ofen aufstellen zu können, hatte man den Renaissanceschrank von seinem angestammten Platz verbannt und an die Chorwand gestellt.

ständigkeit für das bewegliche Kunstgut des Domes schließen läßt. (Riedel, Codes diplomaticus brandenburgensis, A.VIII.510., siehe auch: Sachs/Kunze, Der böhmische Altar im Dom zu Brandenburg, in: Denkmale in Berlin und in der Mark Brandenburg, Weimar 1987) Anfang des 17. Jahrhunderts ist der Sacristan mit dem Küster für die Altäre und das Anzünden der Kerzen verantwortlich.

9 Die Datierung leitet Wernicke aus den darin genannten Verstorbenen ab.

10 Die Bezeichnungen »Spind« und »Kasten« werden auch im Inventar von 1656 benutzt. »Kasten« muß die ursprüngliche Bezeichnung für die Truhen sein, denn die Zettel sind

überschrieben »Chorkappen im [Kasten], Anm. d. Verf. L« bzw. »Chorkappen im N«. Wernicke vermerkt, daß die Frontstollentruhe mit rotem »L«, die zwischen Giebschrank und Tür steht, »jetzt zur Aufbewahrung der vasa sacra dient«.

11 Die vermauerte Tür in der Nordwand wurde 1975/76 im Zuge der Restaurierung des Ostflügels wieder geöffnet, gemäß Auskunft vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

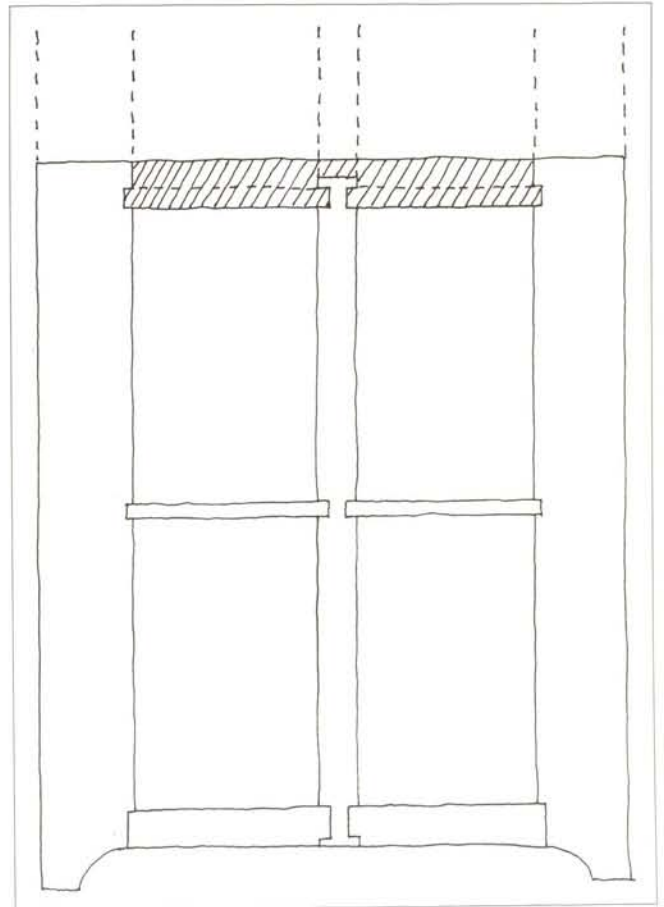
12 Die Forschung wurde durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg und durch private Spender gefördert.



△ Liturgische Gewänder im sog. Giebelschrank, historische Aufnahme von 1903. Der Direktor der Ritterakademie H. W. Schultze schrieb 1836: »... die in anderen Kirchen nicht leicht in dieser Zahl vorkommenden ... Meßgewänder [sind] in zwei alten Schränken aufbewahrt.«

▷ Sog. Aktenschrank in heutigen Zustand mit eingefügter Oberkante (schraffiert) und mit einem dritten Geschoss (strichliert).

▽ Dom zu Brandenburg, historische Aufnahme der Krypta von 1895. Vermeintlich wertlose Stücke wurden vermutlich 1911 entfernt.





Die Restaurierung der Aula der Ritterakademie

Die Aula der Ritterakademie zu Brandenburg liegt im oberen Geschöß des 1871 fertiggestellten, an Stelle des mittelalterlichen Westflügels der Domklausur errichteten Neubaus. Dieser Raum schließt direkt an die Nordwand des Domes an. Der Neubau ist von dem Bauinspektor H. Geiseler aus Brandenburg an der Havel projektiert und realisiert worden. Das Gebäude wurde bis 1945 als Ritterakademie genutzt und die Aula war bis dahin würdiger Fest- und Versammlungssaal. Später diente das Gebäude als städtische Schule und die Aula als Turnhalle. Der Bau selbst verfiel zunehmend. Schäden am Dach und in der Bauwerksgründung wurden über Jahre nicht repariert. Die Schulnutzung endete Anfang der 70er Jahre.

Die Restaurierung der Aula war nur im Zusammenhang mit der Grundsanie rung des gesamten Gebäudes möglich. Dieser Raum ist nicht als Einzelkunstwerk zu sehen, sondern als wichtigster Teil des neogotischen Gesamtbauwerkes. Die Sanierungsarbeiten begannen im Frühjahr 1993. Parallel dazu (mit etwas Vorlauf) begannen wir mit den restauratorischen Voruntersuchungen. Es wurde ein ausführliches Raumbuch erstellt. Dieses Raumbuch, die Planungsunterlagen des Architekten, die wichtigsten Gutachten (Gründung, Holzschutz, Statik) sowie das Mitdenken der Bauleitung des bauausführenden Betriebes waren die Grundlagen für die Festlegungen zur denkmalpflegerischen Konzeption für das Gebäude, denn es sollten möglichst alle originalen Raumstrukturen erhalten bzw. wiederhergestellt werden. Einbauten wie Türen, Fenster, Paneele, Holzdecken, Fußböden wurden repariert und belassen – fehlende Teile rekonstruiert. Die Farbfassung von 1870/71 an den Wänden und Einbauten sollte im öffentlichen Bereich (Treppenhaus und Fluren) wiederholt bzw. restauriert (Decken) werden.

Von den Räumen des Gebäudes war die Aula im baulich schlimmsten Zustand. Eine erste Fassungsichtung und Schadensanalyse zeigte folgendes Bild: »Durch Rißbildungen im Mauerwerk und das schadhafte Dach ist die Aula der am meisten geschädigte Raum. Die sichtbaren Holzkonstruktionen der Aula-Decke, in Schmuckform ausgebildet und mit Schnitzwerk und Ausmalung versehen, sowie die hölzernen Füllungen sind zu einem Drittel nicht mehr vorhanden. Der Rest ist durch Pilz- und Anobienbefall gefährdet. Das Vorhandene ist Originalbestand einschließlich der darauf aufgebracht Malerei. Deutliche Veränderungen wurden in diesem Bereich nicht vorgenommen. Das gleiche trifft für die Wandflächen und für die festen und beweglichen Ausstattungsstücke zu. Die Wandflächen wurden wahrscheinlich in den ersten Jahren nach 1945 mit Leimfarbe

gestrichen, so daß die ursprüngliche Ausmalung nicht mehr sichtbar ist. Probeuntersuchungen lassen die Vermutung zu, daß die ursprüngliche Ausmalung noch in großen Teilen vorhanden ist. Zur weiteren Klärung muß deshalb eine umfassende Erhebung des Farbbefundes erfolgen.« (Raumbuch, S. 116, Februar 1993). Seitens des Auftraggebers, des Domstifts Brandenburg an der Havel und des die Bauvorhaben betreuenden kirchlichen Bauamts Berlin in Abstimmung mit den Denkmalbehörden wurden wir mit der Durchführung umfassender Untersuchungen sowie der restauratorischen Betreuung und Beratung sämtlicher Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten beauftragt. Die Aula, als einziger im Umfeld erhaltener Festraum dieser Zeit, sollte wieder erlebbar werden!

Die Auladecke ist, von wenigen metallenen Bauteilen abgesehen (Zuganker, einige Schmuckelemente), aus Holz. Sie besteht aus dem tragenden Gebälk und flächenbildenden Füllungsfeldern. Dabei sind die dem Raum zugewandten Seiten dekorativ gestaltet. Ergänzend sind Bauteile mit alleiniger Schmuckfunktion angebracht.

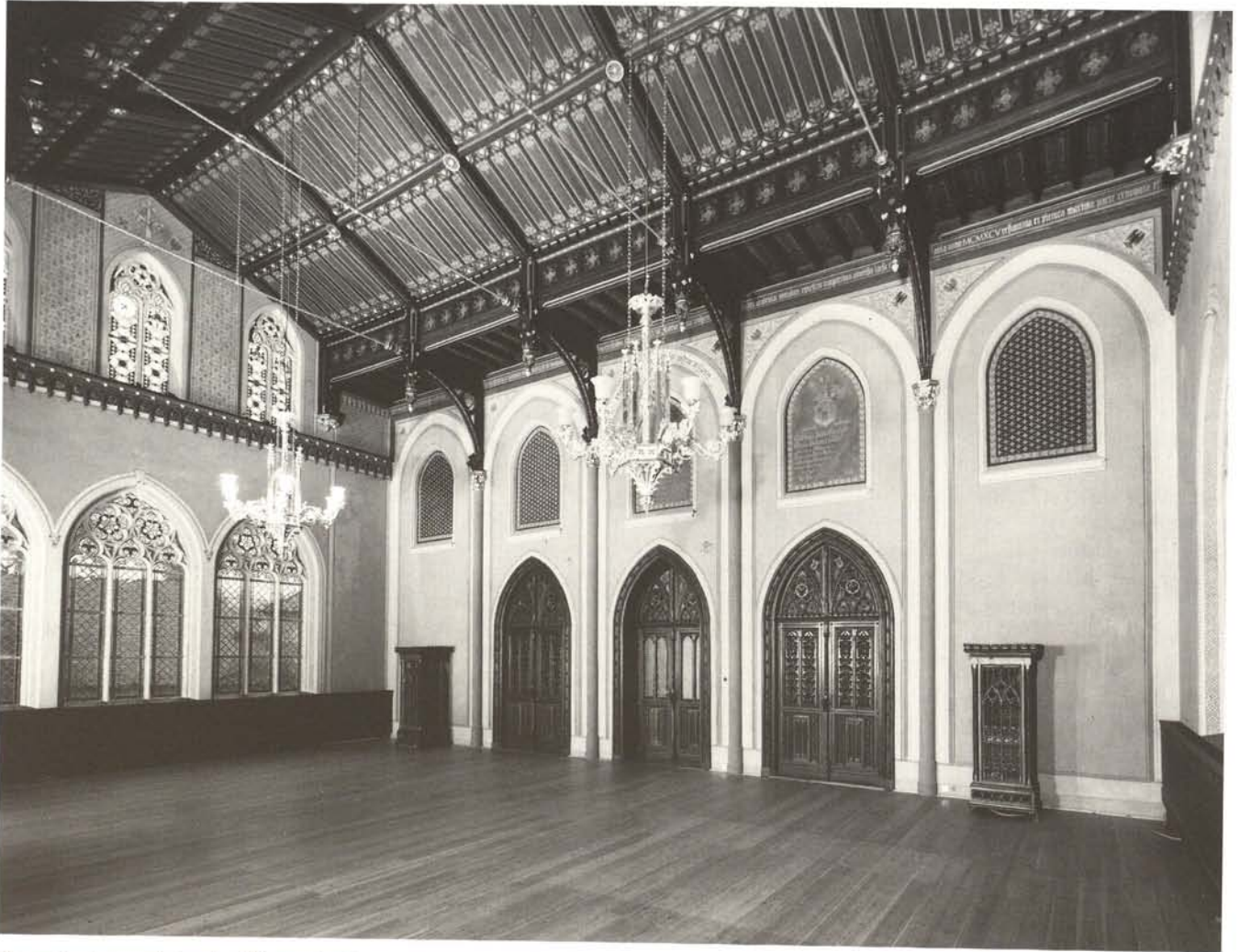
Alle Teile sind im wesentlichen holzsichtig. Durch langzeitige Wassereinwirkung waren große Schäden eingetreten, teilweise fehlten Bauteile, teilweise war notdürftig repariert worden. Die Decke wurde soweit demontiert, daß lediglich das tragende Gebälk verblieb. Es wurde an Ort und Stelle rekonstruiert. Viele der originalen Hölzer waren durch Befall mit Schwamm und Anobien stark geschädigt. Dem konnte teilweise mit Holzschutzmaßnahmen begegnet werden. Bei einem großen Teil war eine Wiederverwendung nicht möglich, zum Beispiel betraf das 126 Füllungsbretter im Mittelteil der Decke. Von den 65 wiederverwendbaren mußten dann noch 54 tischlermäßig überarbeitet werden, so daß letztendlich nur ein Füllungsfeld mit neun originalen unbeschädigten Füllungsbrettern eingebaut werden konnte. Insgesamt verblieben noch ca. 40% der zur Erstausrüstung gehörenden Hölzer in der Decke. Die tragende Konstruktion hingegen ist zu ca. 80% noch die originale. Alle ausgebauten Teile (Rahmenhölzer, Füllungsbretter und Schmuckelemente) wurden mit Ethylenoxid in einer Vakuumanlage begast. Die am Bau verbliebenen Hölzer wurden am Bau gegen Hausschwamm behandelt.

Der auf allen sichtbaren Hölzern liegende Überzugslack hatte das Erscheinungsbild der Decke sehr verändert. In diesem zur Erstfassung gehörenden transparenten Überzug wurde ein hoher Anteil an Kolophonium nachgewiesen, der für das starke Vergilben verantwortlich war. Ein Anteil von Wachs tat sein übriges und band

aufgrund seiner latenten, leichten Klebrigkeit Staubpartikel und führte so ebenfalls zum Nachdunkeln. Darunter litten besonders die ursprünglich in teilweise kräftigen Farben gehaltenen Ornamente, mit denen die holzsichtige Decke reich ausgestattet war. Vergleichende Farbbefunde hatten erwiesen, daß der Überzugslack durch das ihm eigene Vergilben und Nachdunkeln die einzelnen Farbtöne im Laufe der Zeit stark verfälscht hatte. So wurde aus einem ursprünglich eher kräftigen Rot ein Braun, ein leuchtendes Blau verwandelte sich z.B. in ein stumpfes Grün.

Anwendung kamen dabei auf den mit Aidol (von der Firma Remmers) dreimal getränkten Hölzern Halböllasuren, bestehend aus ca. 75 % Terpentin und ca. 25 % Leinölfirnis, abgetönt mit Erdpigmenten und zum geringen Teil auch mit Mixol-Abtönpaste. Zum Haltbarmachen wurden diese Lasuren mit einem sehr dünnen Überzug mit Herbol Kunststoff-Siegel matt aufgebracht.

Die Ornamente setzen sich sämtlich aus mehrschlägig gearbeiteten Schablonen zusammen. In Werkstattarbeit wurden auch die Fassung der Schmuckteller, Holzblü-



Brandenburg, Aula der Ritterakademie, Eingangswand, Giebelseite und Decke, Zustand 1996

Eine Abnahme der alten Überzüge war jedoch nicht möglich ohne die darunter befindliche, teilweise sehr dünn aufliegende Malerei zu zerstören. Es wurde beschlossen, durch ein Überfassen in den originalen Farbtönen der ursprünglichen Wirkung der Decke nahezu kommen. Grundlage für die Arbeiten an der Farbfassung war die Reinigung der Hölzer. Deshalb wurden nach der trockenen Reinigung und dem feuchten Abreiben die Hölzer mehrmals mit Balsam-Terpentin gewaschen. Festhaftender Staub und Schmutz wurden auf diese Weise gelöst und eine Aufhellung erreicht. An dieses sich nun bietende Erscheinungsbild der originalen Hölzer mußten die neuen Hölzer angeglichen werden. Zur

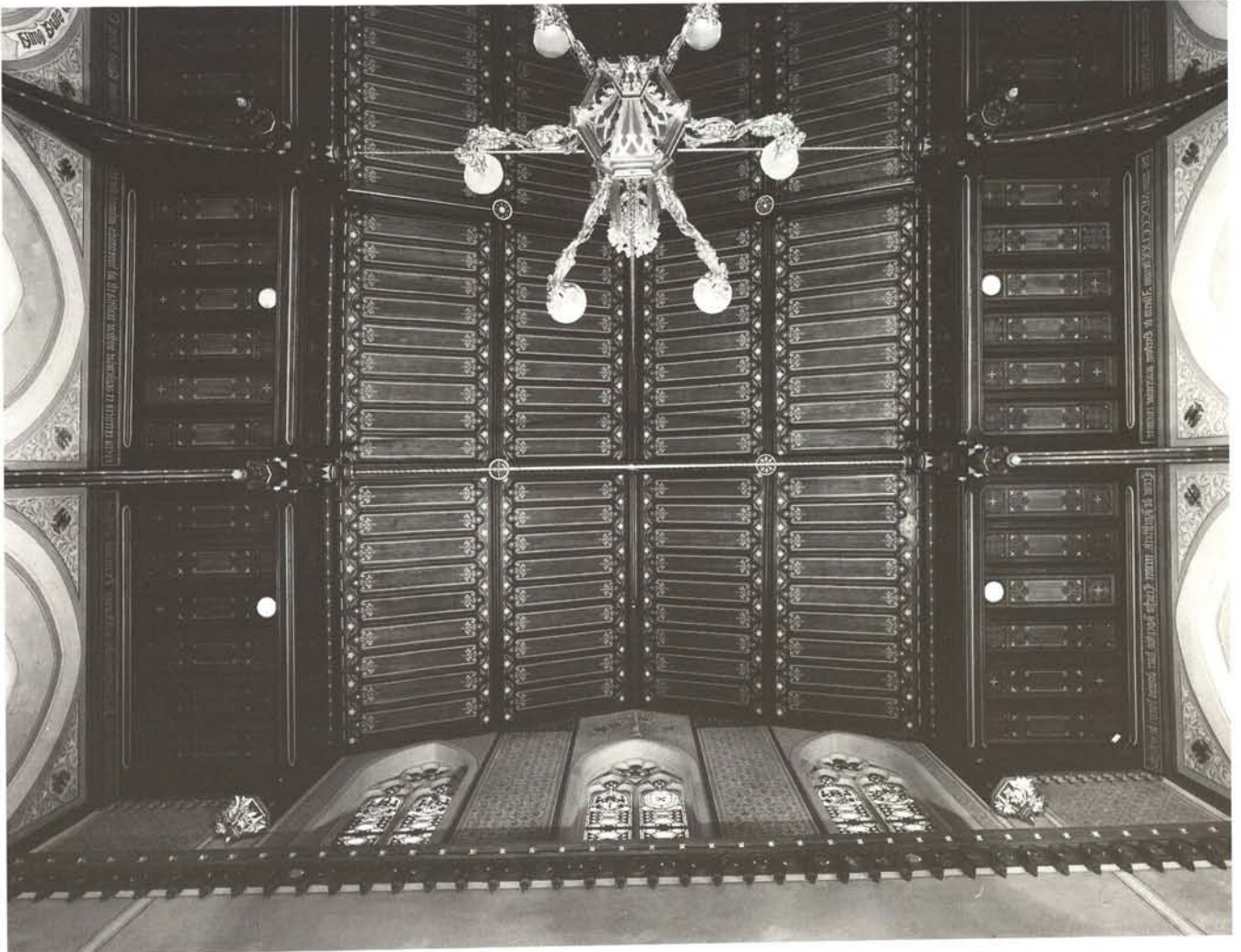
ten, Wappen und Flugdrachen ausgeführt. Die Abläufe waren dabei ähnlich wie an den großen Deckenteilen. Stark von Anobien befallene Originalteile wurden jedoch nach der Reinigung durch mehrmaliges Tränken mit stark verdünntem Schellack gefestigt. Alle Schmuckteller gehören noch zur Erstausrüstung der Decke. Auch sie wurden nach der Reinigung mit den originalen Farbtönen überfaßt.

Von den Konsolen, die sich an den Wänden unter den Seitenteilen befinden, blieben sechs Konsolen der Erstausrüstung erhalten. Von den acht Wappenfeldern in den Konsolen wurden drei fehlende neu gefertigt. Die originalen Wappenfelder waren durch stark oxydiertes

Blattsilber geschwärzt und durch sich verändernde Überzüge in der Farbigkeit verfälscht. Das Kompositionsgold hatte sich chemisch verändert oder war abgängig. Man einigte sich, eine wieder entfernbare Überfassung in der ursprünglich leuchtenden Farbigkeit auf neuem Blattsilbergrund aufzubringen.

Als der größte Teil der Tischlerarbeiten an der Decke abgeschlossen und die Decke im wesentlichen zusammengebaut war, wurden die letzten Arbeiten an der Farbfassung direkt an der Decke vorgenommen. Sämtliche Fasen und Hohlkehlen mußten farbig gefaßt werden.

Die Zuganker und die Zugankeraufhängung wurden auf gelbem Goldgrund ölvorgoldet und mit Bändern spiralförmig schabloniert. Die vergoldeten Zuganker und alle in Gold gesetzten Akzente an der Decke waren ehemals mit Kompositionsgold gefaßt worden. Da sie zum größten Teil abgängig und chemisch nicht beständig waren, konnten sie bei den Fassungsuntersuchungen nur noch in Spuren nachgewiesen werden. Auf allen entsprechenden Teilen wurde die Neuvergoldung nun mit Blattgold auf ockerfarbenem Ölgrund ausgeführt, um künftige chemische Veränderungen ausschließen zu



Brandenburg, Aula der Ritterakademie, Blick zur 1996 restaurierten Decke

In den roten Hohlkehlen der Konsolen und über den Maßwerkkfeldern wurden Blüten schabloniert. Die unter den alten Überzügen fast verlorengegangene Bemalung der Stiele und Binderbalkensegmente wurde wiederholt. Ihre Konturen wurden wie bei der Erstfassung durch das Ziehen von Licht und das Setzen von Schatten betont. Zusätzlichen Schmuck erhielten sie durch eine schablonierte goldene Blüte. An den Seiten der Stiele wurden die reparierten und neu gefaßten Zinkblüten aufgesetzt. Ergänzungen wurden in Gips nachgegossen. Die als Beschlagteile an den Stielen montierten kleinen Zinkgußblüten, von denen nur eine noch vorhanden war, sind Neuanfertigungen.

können. Gearbeitet wurde bei der Ölvergoldung mit 5-Stunden und 12-Stunden-Mixtion. Als dem Original sehr ähnlichem Goldton kam Orangegold (22-Karat) zur Anwendung.

Die Arbeiten an der Schmuckdecke kamen im Juli 1994 zum Abschluß.

Noch bevor die Deckenrestaurierung begann, waren die Wände von der locker (zerstörte Leimbindung) aufliegenden Leimfarbenüberfassung durch trockenes Fegen und Bürsten befreit worden. Unsere Hoffnung, die bei Geiseler (Festschrift zur Einweihung der Ritterakademie, 22. März 1871) beschriebenen »teppichartig« ausgemalten Wände mit »heraldischen Wahrzeichen des Capitels,

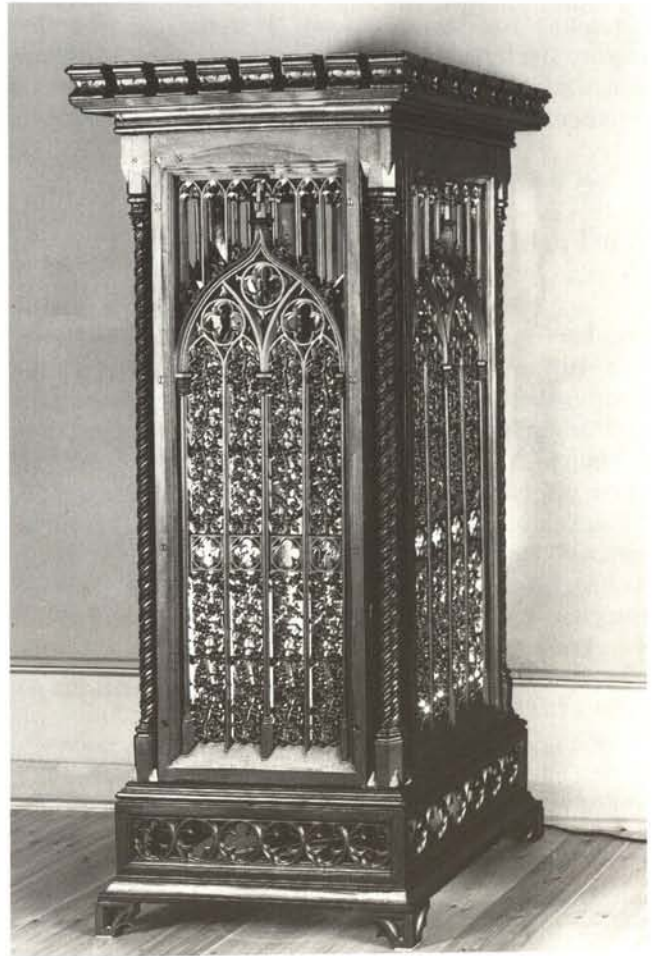


der Akademie, der Kurmark und des Königreiches Preussen«, noch vorzufinden, erfüllte sich nicht. Was noch da war, waren Fragmente einer Knochenleimausmalung. Schablonenkanten, Linien und die sich wiederholenden Farbtöne konnten wir an einzelnen Bereichen sehen. Freigemalte und aufwendig gefaßte Muster, Wappen und ähnliches waren zum Teil noch durch ihre Negativformen zu erkennen. Die vielen kleinen Wappen (ca. 80 Stück) in den Gurtgesimsen an den Giebelseiten sowie die zwei großen in den Blindfenstern waren in Ölfarbe ausgeführt und deshalb (leicht gestört) noch vorhanden.

Mit diesen sichtbaren Befunden, unterstützt durch chemische Analysen (Pigmente, Bindemittel, Metallauflösungsmittel), wurde den Beteiligten bewußt, daß ein neutraler Anstrich der Wände die stark farbige, dunkle Decke und die aufwendig gestalteten Fenster isoliert »hängen« lassen würde. Erleichtert wurde der Entschluß zur Fassungsrekonstruktion durch die finanzielle Unterstützung der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Begonnen wurde mit den Arbeiten im Frühjahr 1995.

Die Flächengliederung auf den Wandflächen durch Bänder und Linien war zum größten Teil noch erkennbar und die Rekonstruktion derselben, unterstützt durch zwei vorhandene Fotos (um 1900), möglich. Die Farbigekeit wurde durch viele vergleichende Proben an den Befundstellen mit 90%iger Sicherheit bestimmt. Unter-

stützend zu den optischen Proben wurden chemische Analysen der zwei Grundfarbtöne erstellt (Bindemittel- und Pigmentanalysen). Die Wandausmalung wurde in Leimfarbentechnik ausgeführt. Durch verschiedene Putzausbesserungen und Belastungen des Originalputzes (durch Nitrate, Wasserränder usw.) sowie viele kleine Fehlstellen und Unebenheiten auf den Flächen und plastischen Teilen war eine gründliche und umfassende Untergrundvorbehandlung notwendig. Ziel dabei war, wie schon bei Putz- und Stuckergänzungen, möglichst alle Originalputz-



Brandenburg, Leuchter (oben) und Ofengehäuse (rechts) in der Aula der Ritterakademie, Zustand 1996

lagen, Nitratbelastung der Putze), entwickelten wir ein Gestaltungskonzept für die Neufassung der Wandbereiche unter Beibehaltung der noch zusammenhängend erkennbaren Befunde (ohne Überfassung, nur Sicherung und Retuschen im Lokaltönen). Vorgestellt wurde dieses Anfang 1995 in Form von zwei Probeachsen. Ausführliche Grundsatzdiskussionen für und gegen eine Rekonstruktion der Wandfassung konnten jetzt geführt werden. Zu diesem Zeitpunkt – der Raum war bis auf die Bemalung der Wände und die Restaurierung der zum Raum gehörenden Ausstattungsstücke fertiggestellt –

stützend zu den optischen Proben wurden chemische Analysen der zwei Grundfarbtöne erstellt (Bindemittel- und Pigmentanalysen).

Die Wandausmalung wurde in Leimfarbentechnik ausgeführt. Durch verschiedene Putzausbesserungen und Belastungen des Originalputzes (durch Nitrate, Wasserränder usw.) sowie viele kleine Fehlstellen und Unebenheiten auf den Flächen und plastischen Teilen war eine gründliche und umfassende Untergrundvorbehandlung notwendig. Ziel dabei war, wie schon bei Putz- und Stuckergänzungen, möglichst alle Originalputz-

◁ Brandenburg, Aula der Ritterakademie, Eingangswand, Zustand 1993

strukturen (abgeriebener Putz mit deutlichen Reibespuren) und Fassungsreste zu halten. Es wurde der noch aufliegende Schmutz und der Farbstaub durch Abwaschen mit sehr kaltem, klarem Wasser entfernt, um die Knochenleimbindung der Erstfassungsreste nicht zu lösen. Der Untergrund ist mit einer Knochenleim-Alaunmischung grundiert worden, bis eine möglichst gleichmäßige Sättigung der verschiedenen Untergründe erreicht war. Zwischendurch wurden mit einem Leimpachtel (Marmormehl, Zelluloseleim und einem geringen Zusatz von feinem Sand) Fehlstellen beigespachtelt und Profilfehlstellen ergänzt.

Das Anlegen der farbigen Flächen und Bänder erfolgte mit einer Leimfarbe, welche 50 % zu 50 % mit Zelleim (Glutolin) und Knochenleim (Perlleim) abgebunden wurde. Wir wählten diese Mischung, um eine größere Elastizität als bei einer reinen Knochenleimbindung zu erhalten.

Zur Farbigkeit

Was bei Geiseler als teppichartige Ausmalung beschrieben wurde, zeigte sich nach den Freilegungen als die Kombination einer Graumalerei, welche zusätzliche architektonische Gliederungen und bildhauerischen Schmuck imitierte. Kombiniert wurde dies durch flächige polychrome Ornamente und Wappen. Die Grundfarbigkeit auf den Flächen bildet ein kühles Blaugrau, welches stark zum Grün tendiert, ausgemischt aus Kreide, Ultramarinblau, Goldocker und »gebrochen« mit rötlicher Umbra. Die Architekturimitation besteht aus 4-6 Tönen, welche mit Kreide, Ocker und Umbra gemischt sind. Der wichtigste Grundton ist ein helles, gelbes Grau, welches an gelben Sandstein erinnert. Als Begleitlinie oder als Bänder kommen dann noch die reinen Pigmente (ohne Kreidezusatz) Ultramarinblau, helles Englischrot und Goldocker dazu. Die Rücklagen in den Blindfenstern der Eingangswand sowie die Rücklagen der Zwickelfelder waren violett gefaßt, was wieder aus Ultramarinblau, Englischrot und Kreide gemischt wurde. Grün fanden wir im Fragment eines Blattbandes in den Blindfenstern. Dazu kommt noch im oberen Bereich der Einsatz von Blattmetall (Gold). Die Säulenkapitelle (Vorlagen) sowie die Blumen in der Hohlkehle des Wappengesimses waren mit Kompositionsgold belegt. Ausgeführt war dies in der gleichen Technik wie die Metallauflagen an der Decke.

Auf einer Ölgrundierung, welche hauptsächlich Chromgelb enthielt, das sich, gemäß eines chemischen Gutachtens später in Grün umwandelte, wurde in einer sogenannten Geschwindvergoldung in eine noch feuchte Wachsmischung Kompositionsgold eingelegt. Diese Blattmetallauflagen waren überall vollständig abgängig. Die Wiederholung dieser Vergoldungen wurde (wie auch an der Decke) auf einer Ölgrundierung von lichthem Ocker mit Anlegeöl und einer Blattmetallauflage von Orangegold (22-Karat) ausgeführt. Bei dieser hoch-

wertigen Technik und dem edleren Material wird eine irritierende Veränderung der farblichen Erscheinung weitestgehend ausgeschlossen. Die kleinen Wappen im Wappenfries haben alle eine Ölfarbenfassung, welche freigelegt werden konnte. Hier wurde reichlich mit Blattmetall (Silber, Gold) gearbeitet. Diese Fassungen wurden nur durch Retuschen optisch geschlossen. Fehlende Ausmalungen wurden durch »Blindwappen« farbig eingefügt. Die Gestaltung dieser Wappen ist so stark von der künstlerischen Handschrift des jeweiligen Malers geprägt, daß eine Überfassung von uns abgelehnt wurde. Alle Befunde blieben unter der reversiblen Rekonstruktionsfassung erhalten. Es wurde bei der Neufassung immer achsenweise oder den Füllungen folgend gearbeitet, so daß eine direkte Übertragung durch Vergleiche mit Befunden möglich war.

Zur Aula gehören vier größere metallene Ausstattungsstücke: Zwei Kronleuchter und zwei Ofenverkleidungen. Die sechsarmigen Kronleuchter mit ihrem Durchmesser von 1,6 m und einer Höhe von 2,1 m hängen so im Raum, daß die Lichtquellen etwa 3,5 m oberhalb des Fußbodens waren. Neben ihrer Formgebung sind sie deshalb von Interesse, weil sie für eine Gasbeleuchtung gebaut worden waren. Als Werkstoff für die Gußteile diente eine Zinklegierung. Diese zeigte sich sehr grobkristallin und war aus Gründen der Alterung und auch stellenweise durch Gußfehler überaus brüchig. Beide Leuchter waren nicht mehr vollständig. Weil sich die Bauteile aber wiederholten, waren Nachgüsse möglich. Die metallrestauratorischen Leistungen führte die Firma Helmich & Theel (Berlin) aus. Die Fassung wurde nach Befund wiederholt, dabei ersetzten wir das auch hier verwendete Kompositionsgold durch Orangegold-22 Karat. Bei der Bestückung mit Lampen gläsern haben wir das auf dem Foto um 1900 erkennbare Glas gezeichnet und von einer Thüringer Glashütte anfertigen lassen.

Die Aula war mit zwei Öfen zu beheizen. Sie stehen in einem kleinen Abstand zur Eingangswand und in einer Entfernung von 1,6 m zu den Außenwänden. Die Öfen wurden allseitig von einem Gehäuse von 70 cm x 70 cm und einer Höhe von ca. 2 m umschlossen. Für die Luftzirkulation sind die Mantelflächen durchbrochen. Wie die gesamte Ausstattung der Aula sind auch die Ofengehäuse in gotisierenden Formen gehalten: in einen umlaufenden, glatten Rahmen ist bei den Mantelflächen gotisches Maßwerk gesetzt, das mit Weinlaub und -trauben ausgefüllt ist. Die Gehäuseecken sind als Halbsäulen in der Form eines gedrehten Stranges mit begleitendem Perlband ausgebildet. Die Ofengehäuse waren in einem verhältnismäßig guten Zustand. Nur wenige Teile fehlten (so die Bekrönung des einen Ofens) und waren leicht nachzugießen. Die Oberfläche war stark korrodiert. Fassungen konnten wir bis auf Graphitreste nicht mehr finden. Die Teile wurden sandgestrahlt und anschließend mit Korrosionsschutzanstrich (»Schuppenpanzer« Firma Demurag) zweimal beschichtet. Vor der Montage ist die Oberfläche auf Eisenglanz gebürstet worden. Die Restaurierung der Aula wurde im Sommer 1996 abgeschlossen.

DOM ZU BRANDENBURG

Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege mit Unterstützung des Domstifts Brandenburg und des Fördervereins ›Dom zu Brandenburg‹

Brandenburg, Winterrefektorium im Domkloster, Burghof
2. und 3. Dezember 1996

Programm

Montag, 2.12.1996

9.00 Uhr

Begrüßung

Domstift Brandenburg und Förderverein ›Dom zu Brandenburg‹
Bischof Dr. Albrecht Schönherr, Berlin
Prof. Dr. Knud Caesar, Berlin
Deutsches Nationalkomitee von ICOMOS
Prof. Dr. Michael Petzet, München

9.50 Uhr

I. Einführung

Archäologische Erkenntnisse zur Erforschung der Dominsel
Klaus Grebe, Potsdam
Die mittelalterliche Baugeschichte des Doms im Überblick
Dr. Marcus Cante, Berlin
Wechselwirkung zwischen Dombereich und städtebaulichem Umfeld
Dr. Ralf Krombholz, Brandenburg

10.50 Uhr

Kaffeepause

11.00 Uhr

II. Rezeption und Restaurierungsproblematik

Bauliche Rezeptionen in der Frühzeit des Domes
Carljürgen Gertler, Dahwitz-Hoppegarten
Der Dom im 19. und frühen 20. Jahrhundert
Andreas Cante, Berlin
Bisherige Wiederherstellungsergebnisse und Nutzungsvorstellungen
Domstiftsrentmeister Hans-Ulrich Gräber, Brandenburg
Schadensanalyse und Konzepte zur Sanierung
Domarchitekt Jürgen Padberg, Hamburg
Der Dom Brandenburg als Aufgabe für die Denkmalpflege
Prof. Dr. Detlef Karg, Berlin

13.50 Uhr

Mittagspause

III. Rundgang im Dom und im Domkloster – Zur Problematik der Sanierungsarbeiten

15.00 Uhr

Treffpunkt im Mittelschiff des Domes zur Besichtigung der Baustelle

16.50 Uhr

Die Restaurierung der Aula der Ritterakademie
Karin und Klaus Jacob, Ketzür

19.00 Uhr

IV. Empfang des Fördervereins ›Dom zu Brandenburg‹ für Gäste, Referenten und ICOMOS-Mitglieder im Domcafé

Dienstag, 3.12.1996

9.50 bis 12.00 Uhr

V. Stadtrundgang

Treffpunkt am Westportal des Domes,
Führung durch Dr. Ralf Krombholz und Günther Köpping

ICOMOS · HEFTE DES DEUTSCHEN NATIONALKOMITEES

- Bd. I: ICOMOS PRO ROMANIA
Exposition/Exhibition/Ausstellung Paris, London, München, Budapest, Kopenhagen, Stockholm 1989/1990, München 1989. ISBN 3-87490-620-5
- Bd. II: GUTSANLAGEN DES 16. BIS 19. JAHRHUNDERTS IM OSTSEERAUM – GESCHICHTE UND GEGENWART
Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität Kiel, des Landesamts für Denkmalpflege Schleswig-Holstein und der Akademie Sandelmark, 11.-14. 9. 1989, München 1990. ISBN 3-87490-310-9
- Bd. III: WELTKULTURDENKMÄLER IN DEUTSCHLAND
Deutsche Denkmäler in der Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt, eine Ausstellung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit mit der Dresdner Bank, München 1991. 2. erweiterte Auflage von 1994. ISBN 3-87490-311-7
- Bd. IV: EISENBAHN UND DENKMALPFLEGE I
Erstes Symposium. Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Frankfurt am Main. 2.-4. April 1990, München 1992. ISBN 3-87490-619-1
- Bd. V: DIE WIES
Geschichte und Restaurierung/History and Restoration, München 1992. ISBN 3-87490-618-3
- Bd. VI: MODELL BRANDENBURG
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und der GWS – Gesellschaft für Stadterneuerung mbH Berlin/Brandenburg zum Thema Stadterneuerung und Denkmalschutz in den fünf neuen Bundesländern, München 1992. ISBN 3-87490-624-8
- Bd. VII: FERTŐRÁKOS
Denkmalpflegerische Überlegungen zur Instandsetzung eines ungarischen Dorfes/Műemlékvédelmi megfontolások egy magyar falu megújításához, hrsg. vom Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS mit der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria, München 1992. ISBN 3-87490-616-7
- Bd. VIII: REVERSIBILITÄT – DAS FEIGENBLATT IN DER DENKMALPFLEGE?
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Sonderforschungsbereichs 315 der Universität Karlsruhe, 24.-26. Oktober 1991, München 1992. ISBN 3-87490-617-5
- Bd. IX: EISENBAHN UND DENKMALPFLEGE II
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Frankfurt am Main, 2.-4. April 1992, München 1993. ISBN 3-87490-614-0
- Bd. X: GRUNDSÄTZE DER DENKMALPFLEGE / PRINCIPLES OF MONUMENT CONSERVATION / PRINCIPES DE LA CONSERVATION DES MONUMENTS HISTORIQUES
München 1992. ISBN 3-87490-615-9
- Bd. XI: HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTEN
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS mit dem Europarat und dem Landschaftsverband Rheinland – Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Abtei Brauweiler, 10.-17.5.1992, München 1993. ISBN 3-87490-612-4
- Bd. XII: ARCHITEKTEN UND DENKMALPFLEGE
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Instituts für Auslandsbeziehungen in Zusammenarbeit mit der Deutschen UNESCO-Kommission und der Architektenkammer Baden-Württemberg, 18.-20.6.1992, München 1993. ISBN 3-87490-613-2
- Bd. XIII: BILDERSTURM IN OSTEUROPA
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Instituts für Auslandsbeziehungen und der Senatsverwaltung Berlin, 18.-20.2.1993, München 1994. ISBN 3-87490-611-6
- Bd. XIV: DENKMÄLER IN RUMÄNIEN / MONUMENTS EN ROUMANIE
Vorschläge des Rumänischen Nationalkomitees von ICOMOS zur Ergänzung der Liste des Weltkulturerbes / Propositions du Comité National Roumain de l'ICOMOS pour la Liste du Patrimoine Mondial, Christoph Machat (Hrsg.), München 1995. ISBN 3-87490-627-2
- Bd. XV: SANA'A
Die Restaurierung der Samsarat al-Mansurah / The Restoration of the Samsarat al-Mansurah, Michael Petzet und Wolf Koenigs (Hrsg.), München 1995. ISBN 3-87490-626-4
- Bd. XVI: DAS SCHLOSS UND SEINE AUSSTATTUNG ALS DENKMALPFLEGERISCHE AUFGABE
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Facharbeitskreises Schlösser und Gärten in Deutschland, 5.-8.10.1994, München 1995. ISBN 3-87490-628-0
- Bd. XVII: DER GROSSE BUDDHA VON DAFOSI / THE GREAT BUDDHA OF DAFOSI
München 1996. ISBN 3-87490-610-8
- Bd. XVIII: DIE TONFIGURENARMEE DES KAISERS QIN SHIHUANGDI
(in Bearbeitung)
- Bd. XIX: STÜCK DES FRÜHEN UND HOHEN MITTELALTERS
Geschichte, Technologie, Konservierung
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Dom- und Diözesanmuseums Hildesheim, 15.-18. 6. 1995, Matthias Exner (Hrsg.), München 1996. ISBN 3-87490-660-4
- Bd. XX: STALINISTISCHE ARCHITEKTUR UNTER DENKMALSCHUTZ?
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz in Berlin, 6.-9. 9. 1995, München 1996. ISBN 3-87490-609-4
- Bd. XXI: DAS DENKMAL ALS ALTLAST?
Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft. Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Lehrstuhls für Denkmalpflege und Bauforschung der Universität Dortmund, 11.-13. 10. 1995, München 1996. ISBN 3-87490-629-9
- Bd. XXII: DIE BISCHOFSBURG ZU PÉCS. ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG
Eine Publikation des Deutschen und Ungarischen Nationalkomitees von ICOMOS mit dem Ungarischen Denkmalamt, Budapest 1998 (in Bearbeitung).
- Bd. XXIII WANDMALEREI DES FRÜHEN MITTELALTERS · BESTAND, MALTECHNIK, KONSERVIERUNG
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS mit der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten in Hessen, Lorsch, 10.-13. 10. 1996, München 1998. (in Bearbeitung)
- Bd. XXIV KONSERVIERUNG DER MODERNE
Über den Umgang mit den Zeugnissen der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS mit der 'denkmal '96, der Europäischen Messe für Denkmalpflege und Stadterneuerung, Leipzig, 31.10.-2.11. 1996, München 1998. (in Bearbeitung)
- Bd. XXV: DOM ZU BRANDENBURG
Eine Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege, mit Unterstützung des Domstifts Brandenburg und des Fördervereins 'Dom zu Brandenburg, Brandenburg, 2.-3. 12. 1996, München 1998. ISBN 3-87490-661-2
- Bd. XXVI: LEGAL STRUCTURES OF PRIVATE SPONSORSHIP
International Seminar organized by the German National Committee of ICOMOS with the University of Katowice, Weimar, 17th-19th of April, München 1997. (in Bearbeitung)

